



Berlin, den 11. Juni 1898.

Wahlwehen.

Trininitatismorgen. Der erste ganz helle und warme Sonntag im Jahr. Die städtische Menschheit strömt aus der dumpfen Enge in Schaaren früh schon ins Freie. An den kühlen Pfingsttagen fürchtete man sich fröstelnd noch vor den neuen Lenzkleidern; Wolken drohten, irgend ein Falb hatte gewarnt und abends würde es gewiß winterlich werden. Heute lag Heiterkeit in der stillen, beim ersten Klang der Kirchenglocken schon erwärmten Luft, kein Wölkchen stand am Himmel, die Schwalben stiegen hoch: auch die ängstliche Stadtjugend durste sich sorgenlos in die lichten Gewänder wagen. Zu Fuß und zu Rad, in Kremfern und Droschken geht es hinaus und in den Bahnhofshallen windet die Menge sich wohl zum bunten Knäuel. Hinter dichten Rollläden und verhängten Fenstern nur wird noch gearbeitet, hastig, denn auch die Nachzügler wollen in den Wald oder ans Wasser, wollen möglichst früh aus dem Geschäft ins Vergnügen. Nebenan läßt ein alter Mann sich aus der Bibel vorlesen. Die Wand ist dünn, und wenn man das Fenster schließt, kann man jedes Wort hören. Eine scharfe Frauenstimme, die, ein verwitterter, müder Distant, ohne innere Theilnahme zu lesen scheint. Zuerst kommt, streng nach dem preussischen Bibelwegweiser, Moses, dann Jesaia an die Reihe; das Kapitel aus dem Todesjahr des Königs Uffia, da der Herr auf dem erhabenen Stuhl saß und sein Saum den Tempel füllte, Seraphim mit je sechs Flügeln über ihm standen und er den treuen Propheten ins Judäerland mit der Weisung sandte: „Verstocke das Herz dieses

Volkes und laß ihre Ohren dick sein und blende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren noch verstehen mit ihrem Herzen und sich befehren und genesen.“ Dann aus dem Johannes-evangelium Christi Gespräch mit Nikodemus vom Wege zum ewigen Leben. Seltsam, wie fremde Frömmigkeit auf den Lauscher wirkt, wie durch die den Blick hemmende Wand ein heiliger Schauer schlüpft und längst entschlummerte Erinnerungen aufscheucht. Faust hat es erfahren, da er in der Osterfrühe den Auszug der tödtlich feinen Kräfte im reinen Kristall an die Lippe setzte; nicht das Dogmatische, nicht der in Jahrhunderten gewandelte und mählich erstarrte Inhalt einer aus Asiens heißer Luft stammenden Sittenlehre lockt ihn vom Todeswege: das Menschenkindergefühl hält ihn mit den Klammern der Hoffnung und der Erinnerung vom letzten, ernstesten Schritt zurück; und nicht dem Himmel gehört der ins Magierland verirrte Magister und Doktor nun: die Erde hat ihn, die Kindheitsstätte, wieder. Das Auge, das nur der Windhauch fremder Glaubensgluth berührt, das die Träger des frommen Empfindens nicht körperlich sieht, sucht um so eifriger in der Legende den Menschen. Wer denkt am Trinitatismorgen des Streites zwischen Arianern und Athanasianern, der beiden Gregor von Nyssa und Nazianz, der Synoden von Nicæa und Arles? Die Bilder der alten Propheten, die so gut, so aus der Fülle liebender Herzen, hassen konnten, und des starken, streitbaren und doch so milden Bringers der frohen Botschaft tauchen dem rückwärts gewendeten Blick auf und neben sie schiebt sich auf leisen Sohlen korrekten Schrittes Herr Nikodemus, „ein Oberster unter den Juden“. Den kennen wir ganz genau; er schleicht „bei der Nacht“ zum Herrn, den er Meister nennt, dem er in Demuth und Ehrfurcht huldigt, und lebt am Tage behaglich und geehrt unter Pharisäern und Schriftgelehrten; im Lager der Alten, im Besitzrecht Wohnenden, hat er sich weich gebettet und möchte doch auch mit dem Neuen, Nahenden sich die Möglichkeit einer Verbindung sichern, möchte in jedem Feuer, im wärmenden und im verzehrenden, ein Eisen haben. Ein pfißiger Herr, dessen Same sich seit den Galiläertagen über alle Kulturländer verbreitet hat; der feinste, modernste Bourgeoisstypus im Neuen Testament . . . Draußen schwillt der Strom, die Sonne steht höher und hastiger noch als vorher eilt Alles nun aus dem Geschäft ins Vergnügen. Der Briefträger geht seinen letzten Sonntagsgang; er bringt einen Wahlaufruf, den dritten seit gestern. Wenn in Jerusalem das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht gegolten hätte, wäre Nikodemus gewiß ein Kandidat der gesammelten Ordnungsparteien gewesen und vom Hohen Priester und vom

Vandpfleger mit rühmendem Wort und Empfehlungsbriefen unterstützt worden; er hätte sicher bessere Wahlausichten gehabt als der allzu impetuoſe, allzu ſtürmiſche Nazarener, der die Lauen nicht liebte und ohne Rückſicht auf herrſchende Vorurtheile immer das ſchärffte, äußerſte Hornwort ſprach. Nebenan iſt die ſchrilte Stimme der Vorleſerin verſtummt. Unten, im erſten Stock, übt eine Dame ihre Finger an einem banalen Klavierſtück.

* * *

Nachmittags ſind die Straßen faſt leer. Die Dienſtmädchen, deren Herrſchaft ſpät und lange getafelt hat, ſputen ſich, um rechtzeitig noch den Plag zu erreichen, wo der Liebſte wartet; dann gehts nach Halensee, Treptow oder Grünau, wird getanzt und getrunken und zwiſchen zwei Küſſen der Hausklatsch durchgehohlet. Ein paar Portierkinder, deren Eltern nicht fort dürfen, ſpielen Greiſen oder Verſtecken. Ab und zu nur rollt noch eine Droſchke oder ein Miethwagen vorüber, denen die vereinsamten Wohnungshüter aus den Fenſtern dann wehmüthig nachblicken. Vier Uhr. Da leucht ein Mann im einſt weißen Kittel heran; er trägt eine Blechbüchſe auf der

„*Wruſt' und riedt' mit' jchneuer Hand ein rönges papier müſſen all' öle' anjag- ſäule, gerade auf einen Theaterzettel, der außer dem Schauſpiel noch Gartenkonzert und Feuerwerk verheißt. Die Polizei verkündet, eine armſelige Proſtituirte der unterſten Rangklaſſe ſei nachts in ihrer Dachſtube ermordet worden. Der grellrothe Zettel, der wie ein Blutſtreak zwiſchen den Lockruſen der Vergnügunglokalen haftet, weckt zuerſt die Neugier der Kinder, die alles Polizei-liche mit dem Reiz des Geheimnißvollen, Verbotenen anzieht; ſie verſammeln ſich vor der Säule und das Älteſte buchſtabirt den Wortlaut der Bekanntmachung herunter, deren weſentliche Angaben den Aufhorchenden unverſtändlich ſind. Der kleine Schwarm ruft Erwachſene herbei und die ermordete Frau Bertha Singer bildet bald den Gegenſtand erregter Geſpräche. Die Phantaſie guter Bürger beſchäftigt ſich gar zu gern mit den dunklen, ſchmutzigen Ecken des Geſellſchaftsgebäudes; und da man ſonſt vor keuſchen Ohren von der Proſtitution nicht reden darf, muß man die durch eine Mordgeſchichte gebotene Gelegenheit gründlich benutzen. Nun könnte man bei ſolchem Anlaß fragen, wie es wohl kommen mag, daß ein Fliſchſchneider, deſſen ſechs Kinder in einer engen Kammer haufen, die nebenan liegende Höhle an kontrolirte Dirnen vermietthen muß, um für acht hungrige Mäuler wenigſtens die nothdürftigſte Nahrung zu ſchaffen, und weiter, ob dieſe Dinge nicht etwa nur deſhalb von ſchweigendem Wohlwollen geduldet werden, weil ſonſt die Hausbeſitzer nicht ihre hohen Mietthen hereinbringen könnten.*

Solche Fragen sind aber unbequem und stillen das Sensationenbedürfniß nicht; lieber spricht man mit tugendsamer Entrüstung von der wachsenden Sittenlosigkeit, von der Nothwendigkeit, die Prostitution endlich zu kaserniren, auf daß sie ferner nicht mehr die reine Sphäre der anständigen Bürger verpestete, und von der schändlichen Unfähigkeit der Polizei, der die Dirnenmörder fast immer entwischen. Keiner denkt auch diesmal daran, daß auf den Schleichwegen an den dunklen Rändern des sozialen Reiches das einzelne Verbrechen eines Deklassirten beinahe unentdeckbar werden muß, daß die vogelfrei erklärte Dirne bei ihrem jammervollen Beruf in jeder Stunde von der Brunstwuth eines aus den gebahnten Wegen normaler Lebensführung geworfenen geilen Burschen bedroht ist und daß man sich, statt mit unüberlegtem Wort die Polizei zu schmähen, wundern sollte, wenn es überhaupt je gelingt, einen Dirnenmörder zu fassen. Nur ein kleines Mädchen findet vor dem Säulenanschlag die rechte Spur, da es mit altklug ernster Miene zu der Mutter sagt: „Wie unvorsichtig aber auch von der armen Frau, Mama, nach zehn Uhr noch Besuch mitzunehmen! Oder war Der mit dem Schnurrbart und dem Strohhut ihr Mann?“ Die entsetzte Mama zieht die kluge Kleine schnell von der gefährlichen Ecke hinweg. Die Portierkinder bleiben, kauern sich auf die warmen Steine und lauschen mit gierig aufgesperrten Augen dem Gruppengespräch der Erwachsenen. Mitunter hemmt die Schauermär von Bertha Singer sogar ein rüstig ausschreitendes Dienstmädchen auf seinem Sonntagsweg in die Freiheit; der Liebste hat den rothen Zettel gewiß auch schon gelesen und wird begreifen, daß die Traute ein paar Minuten an der Säule verträdeln mußte.

Unter der Mordanzeige klebt, in milderem röthlichen Ton, die Einladung zu einer Wählerversammlung. Bei Bier und Cigarrenqualm sollen die Quiriten sich versammeln, um weise Rede aus dem Munde des Mannes zu hören, der um ihre Stimmen wirbt. Es wird sicher kein Coriolan sein; kein Schamgefühl wird ihn hindern, die Wunden zu zeigen, die er im Dienst des Volkes empfangen hat, und rühmend von den Thaten zu reden, die er schon vollbracht und künftig vollbringen wird. Er wird die Finger der Wähler selbst über die Narben führen, ausführlich erzählen, durch welche glänzenden Gaben er die Mitbewerber übertrifft — diese unfähigen, würdelosen Heuchler, die das arme Volk nur betrügen wollen —, und mit ergebenem Vächeln die süßen Stimmen der majestätischen Menge erbetteln. Und in dieser Menge werden die Leute, die vor dem Mordplakat ihre soziale Seele entdeckten, die Mehrheit haben und die Feinsten, Gebildetsten vom Stamme des Mikodemus sein . . . Haben die Männer am Ende doch Recht,

die von der Massenwahl der Gesetzgeber nichts wissen wollen und deren lange Reihe von Taine bis zu Pobedonoszew, von den moralisfreien Darwinisten bis zu den asketischen Dogmengläubigen reicht? Was soll aus den Ländern werden, deren politisches Leben der blinde Hödur beherrscht?

Alles, was kluge Gegner des allgemeinen Wahlrechtes seit einem Jahrhundert vorgebracht haben, ist unbestreitbar, ist durch keine dialektische Kunst zu widerlegen; und für alle irgend einer der wechselnden Formen des Parlamentarismus erschlossenen Länder gilt noch heute das Wort, das Prévost-Paradol sprach, ehe er aus der Heimath über das Weltmeer zog: um in Frankreich zum Abgeordneten gewählt zu werden, müsse man sich entweder mit Haut und Haar der Regierung verschreiben oder eine hohe Rente haben oder sich ohne Murren zu den schönsten Demagogenknippen bequemen. In der Hitze des Wahlkampfes liegt nicht die Vernunft, nicht die ernstliche Erkenntniß der Nothwendigkeit, zu der im Bereich des Möglichen ein einziger, meist schmaler Weg führet, sondern die Lungenkraft, die mit Paraphrasen wirtschaftende Skrupellosigkeit, die den Hörern das Blaue vom Himmel verspricht, und die Rednergabe, die sich mit einer geschickten Gruppierung angeblicher oder wirklicher Thatfachen über alle Fährnisse hinwegzuhelfen vermag. Die Verfasser der drei Böschpapierflugblätter, die seit gestern auf den Schreibtisch geflattert sind, täuschen sich nicht darüber, daß ein großer Theil ihrer Versprechungen unerfüllbar ist, daß sie Einzelheiten fest verallgemeinern, die Absichten der Gegner gräßlich entstellen und ein trügendes Zerrbild der politischen Lage geben. Aber macht es von den Parteien, die sie auf Leben und Tod bekämpfen wollen, eine anders? Jede erklärt, nur sie vertrete selbstlos das Gemeinwohl, jede sucht durch die Fülle der populären Verheißungen die emsige Nachbarin zu überbieten. So war es seit Kleons Tagen, wird es stets bleiben, so lange in öffentlichen Massenwahlen die heiligende Weihe des Abgeordneten verliehen wird, und alle großen und kleinen Mittel, selbst die von den Klügsten, von Tocqueville bis zu Schaeffle und Benoist, dagegen empfohlenen, werden auf die Länge unwirksam sein. Der Geschichtschreiber der amerikanischen Demokratie sah Rettung und Heil in der indirekten Wahl und sagte: *Les hommes ainsi élus représentent toujours exactement la majorité de la nation qui gouverne; mais ils ne représentent que les pensées élevées qui ont cours au milieu d'elle, les instincts généreux qui l'animent, et non les petites passions qui souvent l'agitent et les vices qui la déshonorent. Je vois dans le double degré électoral le seul moyen de*

mettre l'usage de la liberté politique à la portée de toutes les classes du peuple. Er berief sich für seine Ansicht auf das Beispiel des amerikanischen Senates, der aus indirekten Wahlen hervorgehe und, wie Jeder sehen müsse, an Würde und Fähigkeit das Repräsentantenhaus weit übertreffe. Wenn Taine, der sich von Tocquevilles Meinung stimmen ließ, in Washington heute die in den Dienst der elendesten Jobberinteressen erniederten Senatoren an der korrumpirenden Arbeit sähe, würde der Glaube an die allheilende Wirkung der indirekten Wahl ihm schnell schwinden; schon ein Vergleich der Intelligenzsummen, die sich in Preußens Landtag und im Deutschen Reichstag verkörpern, könnte ihn wohl aus seiner ruhigen Sicherheit treiben. Gewiß ist es schlimm, daß der Wähler den Stimmenwerber nicht aus der Nähe kennt, daß der Landmann ihn kaum je, der Städter nicht im alltäglichen Wandel sieht und in den letzten Wochen vor dem Entscheidungstage erst ein bisher fremder Name mit Dampftrieb in die Hirne und Sinne gehämmert wird, — ein Name, auf dessen Träger dann sink alle Ehrenqualitäten gehäuft werden und der im Grunde wahrscheinlich einer winzigen Null gehört, einem Mitleläufer im Herdentrab der Partei. Wird aber der plötzlich mit der Kürpflicht behürdete Wahlmann etwa anders aussehen, werden die erhabenen Gedanken und edlen Instinkte in ihm mächtiger sein als die kleinen Leidenschaften des Tages? Gerade diese Leidenschaften bestimmen fast stets ja den Ausgang des Parteienstreites. Der von der thörichten Hoffnung, mit Quaksalberrezepten die Gefindenoth der Landwirthe lindern zu können, diktirte Erlaß, der den Eisenbahndirektionen befiehlt, wenigstens während der Erntezeit Ausländer den deutschen Arbeitern vorzuziehen, stachelt die Geister der auf Tagelohn Angewiesenen mehr als das von fern herhallende Echo der großen politischen Vorgänge; und der Wahn, die Polizei müsse in spätestens achtundvierzig Stunden den Mörder der Frau Bertha Singer fassen, erregt die assoziativen Kräfte der Menge mehr als das chinesische Abenteuer, dessen Folgen noch der von den Freudenschüssen aufgewirbelte Nebel umhüllt. Von einem Volk, das im Kollektivempfinden immer kindlich bleibt, sollte nur auf Lebensfragen, deren Wesen auch der dumpfste Sinn klar erkennen kann, eine Antwort gefordert werden; läßt man es über ein verwickeltes Gewirr von Detailfragen abstimmen, dann darf man sich nicht wundern, wenn Jeder aus dem Knäuel das ihm nächste Fädchen herauszerrt, an das sein Interesse geknüpft ist oder scheint. Und je mehr die Kraft, große, zündende Stichworte zu erfinden, weicht, um so geringer muß auch die Qualität der Leute werden, die sich den in Wahlschlachten gebräuchlichen Schmutzschleudern aussetzen mögen; der feiner Geartete erduldet

die Kothklümpchen, so lange als Preis des Treffens ein großer Gegenstand winkt, aber er rettet sich aus dem Sumpf kleiner Alltagsorgen schnell auf den festen und sauberen Boden beträchtlicherer Arbeit. Die Verpöbelung der Parlamente war nicht zu hindern, seit die Politik ein Geschäft wurde, bei dem die einzelnen Klassen der Bourgeoisie einander zu überlisten suchen. In jeder Niedergangszeit erfüllt sich das biologische Gesetz an den Volkheitorganismen; wie am Ausgang der feudalen Epoche das einst so herrlich prangende Paradies der gekrönten Patriarchen verwelkt war, so mußte der Herbst auch dem Wundergarten tagen, in dem frommer Wahn Jahrzehnte lang den Glauben an den anonymen Herrn von heute gepflegt hatte. . . . Welches neue Eden die verblühte Pracht ersetzen soll? Ach, wir sind sehr skeptisch geworden, spähen nicht mehr, wie Milton, nach der besten Staatsform aller Zeiten und Zonen aus und wissen längst, daß aus den modernsten Resten des alten immer ein neuer Aberglaube erwächst. Die Gebildeten tröstet einstweilen der feste Glaube an die vorwärts führende Macht der Entwicklung; und die Anderen sind in ihrer Bedrängniß froh, wenn an Feiertagen die Sonne aus dem Geschäft ins Vergnügen lockt und sie im Freien noch mit dem Schatz oder schon mit Weib und Kind ein sicheres Plätzchen und einen guten Trunk haschen können.

* * *

Eben kehren sie aus der Sonntagsfreiheit zurück, schweigend, müde und zärtlich; denn es ist Abend geworden und Alkohol, Massendunst und Blechmusik haben ihre Wirkung geübt. Und es ist lehrreich, zu sehen, wie schlau und zäh auf dem Bahnsteig und an den Halteplätzen der Droschken und Pferdebahnen Jeder um sein Lebensrecht zu kämpfen versteht. Noch immer beherrscht Frau Bertha Singer das Gespräch und die heimwärts Pilgernden, die erst jetzt die blutrünstige Sensation des Tages erfahren, rüsten sich zu umständlicher Erörterung der Frage, ob auch dieser Mord ungepöhnt bleiben wird. Wo aber ein Vortheil zu erlisten, auch nur der kleinste Vorsprung dem Nebenmann abzugewinnen ist, da finden sich rasch Alle zurecht und kein Qualmgewölk blendet mehr das lauernde Auge. So war es gewiß auch in dem Volk, dessen Herzen der Herr den Propheten verstocken hieß und dessen feinste Bürgerblüthe sich später am Nikodemusstamm dem Sonnenlicht erschloß. Keine Staatsform wird die dreieinige Kraft ausrotten können, die im Wahn, im Interesse und in der Vergnügungssucht ihre Wurzeln hat. Wenn der Streit aber um wichtige Profitfragen tobt, wird jede Volksklasse durch die Schleier jeder Staatsform den zum Vortheil führenden Pfad erkennen.



Das Ungeheuer in der Kunst.

Vor ein paar Monaten hat man den siebenzigsten Geburtstag Boecklins gefeiert. Es war ein kleines Weltfest. Die gedämpften treuen Worte der alten Freunde und manches frühen Bekenners und Förderers mischten sich halbverloren in den anspruchsvollen Uebereifer der Verspäteten und in den lauten Beifall der Masse, die sich wieder einmal selbst schmeicheln konnte, unter dem Vorwande, das Genie zu ehren. Die Heimath bot die herzlichsten Huldigungen, Berlin, Basel und Hamburg veranstalteten glänzende Ausstellungen, die Presse that ihr Möglichstes und selbst die gekrönten Häupter Europas — ein seltener Anblick — hatten sich nach des Meisters eigenem Bericht mit Glückwünschen fast vollzählig eingefunden. In dem Heim der Fremde, in der Villa bei Florenz an jenem Abhange, der wundervoll von Fiesole zu den Ufern des Arno hinabgeleitet, war die Familienfeier. Erhebende, rührende, heitere, ja erheiterndezüge im Einzelnen, — im Ganzen ein wehmüthiges Bild.

Der einsame Schweizer hatte gesiegt und sein fester Glaube, daß auch er ein Kind seiner Zeit sei und daß diese endlich einmal sich selbst in seinem Werke wiedererkennen müsse, war bestätigt. Er hat reichlich gesiegt, aber, ach, so spät wie jeder ehrliche Kämpfer, — und um den Preis seines Lebens, wie jeder Kämpfer des Geistes. Aber wenn nun auch die Abendsonne herrscheint, so ragen doch die Gipfel seines Tagewerkes so hoch, daß sie noch lange vergoldet bleiben, wenn Thal und Ebene und die bequemen Hügel längst im Dunkel liegen.

Er hätte es leichter haben können. Er hätte sich nur zu begnügen brauchen. Seine glänzende Kraft der Wirklichkeit gegenüber, das stupende Gedächtniß, die treue und feste Hand, der kalte Beobachterblick, der ihm die Dienste des Fernrohrs und des Mikroskops zugleich leistete, der Fleiß und die fließende Erfindung hätten ihm einen schnellen und breiten Erfolg gesichert, wie mancher Tagesgröße. Aber er wollte nicht bloß nehmen. Und Das, was er geben wollte, in jedem seiner Werke gab, war eine That, mit der er, der Zeit voraus, die Mitwelt nach sich ziehen mußte, — ein langwieriges und undankbares Geschäft, aber das einzige, das den schöpferischen Geist reizen kann. Was mußte er Menschliches hinter sich lassen und in die Elemente vordringen, weiter als irgend Einer vor ihm? Konnte es ihm nicht als Schwäche oder als Armuth ausgelegt werden? Oder als Beides? Mußte seine Sprache nicht nothwendig zu den alten, starren Formeln greifen, zu den seelenlosen Elementalen, den Panen, Faunen, Nixen, Dryaden, Centauren und Tritonen,

zu den Ungehaltnen, deren jede nur einen einzigen Ton wiedergiebt, da, wo eine menschliche Seele in einer vollen Symphonie erklänge? Gewiß, das Ungeheuer war schon längst das letzte und äußerste Ausdrucksmittel des Zeitgeistes geworden, aber nicht sein Ungeheuer, das reinliche, das Symbol des Elementaren, mit dem er rüstigen Schrittes der Wiederbefehlung der Welt zuschreitet, sondern das leichtbegreifliche, unverbesserliche und unabänderliche glatte Schenkel der gemeinen menschlichen Alltäglichkeit, das er nie mit den Fußspitzen berührt hat.

Angefangen hat die Sache eigentlich schon als Reaktion gegen die Humanitätseligkeit der Klassikerzeit. Die windelweiche und windelwarne Sentimentalität Rousseaus mit ihrem durchdringenden Uebergehalt an Anthropin stieg allen kräftigeren Naturen in die Nase. Goethe, der unerschütterliche Abstands-, Luft- und Lichtfreund hat am Stärksten protestirt. Er verlegte zuerst wieder die widerlichen Gerüche an ihren Ort. Mephisto, die Thiere der Herzenlücke, des Bloßberges, die vereinigten Ungeheuer der heidnischen und christlichen Welt sind lauter Bestien von eigenem, bestimmtem, sich scharf abhebendem Gestank, der keinen Zweifel läßt. Schon bald darauf aber begann man wieder, diese Deutlichkeit zu unterschätzen. Und die Romantiker muß man direkt als die Wegweiser in die heutige Abstumpfung der Geruchsnerven anklagen. Dann entwickelte sich das moderne Leben. Die neuen Verkehrsmittel erweckten dem Einzelnen das täuschende Gefühl der Allgegenwart und Allwissenheit und die Erwartung der Allmacht. Die Wirkung zeigte sich naturgemäß zuerst in den Köpfen der Denker. Mit ein paar Sägen waren sie am Ende, Feuerbach und Strauß, Moleschott und Vogt, Tyndall und Huxley, Renan und Comte. Im Fluge war man zu der einmüthigen Ueberzeugung gekommen, daß die Welt ein grandioser Unstun sei, in dem zum Glück der Mensch allein noch genug Verstand übrig behalten habe, um diese Wahrheit einzusehen. Allein bereits Schopenhauer empfand die Nothwendigkeit, diesem Nichts wieder einige handliche Eigenschaften beizulegen. Der Wille wird zum Weltgrund ernannt. Nur ein Weltwille und nur ein böser Weltwille konnte dem Menschen so viel ausgebreitetes Glück zugleich zeigen und versagen. Die Ernennung erwies sich als die Spiegelung des Gemüthszustandes eines phantasie- und temperamentvollen Unzufriedenen, dessen Leben nur eine Bestätigung seiner Lehre enthielt, indem er sein häßliches ererbtes Vermögen zu Gunsten der Füsiliere und nicht etwa der Hinterbliebenen der Märzgefallenen testirte.

Unbefriedigt erfand Hartmann ein anderes Unthier, das sich zum Umfang des Weltalls ausspannen ließ. Den weiteren Rückzug aber setzte Nietzsche mit Riesenschritten fort. Er ist mit der Anthropomorphisirung des Weltwesens schon bis zu dem Uebermenschen mit sehr reduzirtem Ungeheuergehalt

emporgekommen. Du Prel nimmt bei den Gespenstern einen etwas langen Aufenthalt und bekennt eine unsterbliche Seele — vorläufig des Menschen —: ein halb trauriger, halb komischer Anblick, wie das feinste und gebildetste Denken der Einzelnen, indem es sich von dem Denken der Gesamtheit, der Menschheit, entfernt, immer wieder über das Absurde zu jenem allgemeinen Denken zwangsweise zurückgeführt wird. So ist die Bahn festgelegt, der Fortschritt der Geister in der eingeschlagenen Richtung vollzieht sich mit zunehmender Geschwindigkeit. Wo nur immer irgend eine menschliche Beziehung in der Vorstellung der Beschauer die Form des Ungeheuers angenommen hat, Furcht, Entsetzen und Verzweiflung verursachend, da beginnen die starren Züge des Bildes allmählich zu erweichen, zu verblassen, zu verschwinden, nach und nach vertrauteren, beruhigenderen, tröstlicheren Platz zu machen. Immer klarer und deutlicher und kräftiger entfaltet sich die Einsicht, daß die letzten Vorstellungen über die Dinge nicht über bestimmte, durch die geistige Verfassung der Gesamtheit gezogene Grenzen hinausgehen dürfen, ohne daß sich das Weltbild im Ganzen wie im Einzelnen als Ungeheuer der Vorstellung aufzwingt. Die weitere Einsicht folgt, daß solche Auffassung, würde sie allgemein, den Bestand der menschlichen Gesellschaft ausschleffe, aber auch bei beschränkterer Ausbreitung bedrohen müßte. Von selbst vollzieht sich der Umschwung. Wir beginnen wieder den Weltgrund zu anthropomorphisiren, — nicht etwa aus tieferer Erkenntniß der Wahrheit, jener Wahrheit, von der bei solchen Betrachtungen immer die Rede zu sein pflegt, obwohl es sich darum nie handeln kann, sondern, weil wir müssen, zum Zweck der Selbsterhaltung.

Unsere gestaltende Kraft dem Chaos gegenüber fängt wieder an, langsam zuzunehmen. Wir lernen wieder die Welt nach unserem Bild und Gleichniß zu formen, statt uns von einem sinnlosen Phantom betäuben und lähmen zu lassen. Das gilt aber freilich nur von dem Vortrab. Die Menge, so weit sie den Zusammenhang mit der Vergangenheit verloren hat, hält noch bei Kraft und Stoff. Auch ihr führt das moderne Leben den schwerfälligen und stumpfen Blick über den ganzen Erdkreis hin und breitet ihrer Sehnsucht unfaßbare Schätze aus und ein Jeder findet seinen Antheil zu klein bemessen. Mit den Erfolgen der Wissenschaft und Technik, des Handels und der Industrie stiegen überall die Mißerfolge der Staats- und Regierungskunst in der Entwicklung der sozialen Lage, wie wenn sie als Ursache und Wirkung mit einander verbunden wären. In Deutschland hinterließen obendrein die Freiheitskriege, das Jahr 1848, die Kriege 1866 und 1870 in breiten Volksschichten eine tiefe Enttäuschung. Die allgemeine Mißstimmung soll mit dem Hinweis auf die näher gerückten Barbaren und auf den Gewinn, der bei ihnen zu holen sei, wie im alten Rom gebannt werden. Allein der Blick für die Abstände

von Mann zu Mann, für die Uebel im Inneren wird damit nicht abgelenkt, sondern verschärft. Auch alle die übrigen kleinen und kleinsten Erfindungen verfangen nicht gegenüber dem kreisenden Riesenschloß. Das sichtbare, greifbare Ringen seiner Urgevalten erfüllt alle Beschauer, den einen mit dieser, den anderen mit jener Angst. Die Weltungeheuer der Philosophie sind für diese Zuschauermenge vom Börsen- und Gründerkönig bis zum pfenniglosen jüngsten Rekruten des Sozialistenheeres in unzählige Unter- und Theilunthiere zerbrochen, deren jedes seine eigene Kundschaft hat und schreckt und sich mit dem Anspruch vorstellt, ein Bild des Weltalls zu geben: der Kampf ums Dasein, die Uebersättigung der Erde, der Kapitalismus, das Großstadtleben, der Chauvinismus, der Byzantinismus, Sozialismus und Militarismus und was sonst irgend in das beschränkte Gesichtsfeld tritt, nimmt sofort die Frage des Ungeheuers an. Und wer mehr überblickt, Der sieht heute nicht mehr eine Anzahl Ungeheuer, nicht mehr Vorbilder und Gleichnisse der Hölle, sondern die Hölle selbst und fühlt sich mitten drin, — unwiderrüflich, unrettbar. Eine kindliche Ueberempfindlichkeit gegen den Schmerz und greisenhafte Unfähigkeit zur Freude vereinigen sich zu einer Grundstimmung, in der keine Kunst blüht. So haben wir heute zwar alle möglichen Beziehungen zu den Werken der zeitgenössischen Kunst, von den größten zu den feinsten Sensationen, aber die harmlose Freude der Gesundheit hat nur einen geringen Theil daran. Wie die Wissenschaft angeblich völlig voraussetzunglos, gänzlich absehend von Mensch und Menschheit, versucht hatte, die Welt zu erklären, und bei dem Nichts angekommen war, so suchte nun die Kunst, in der körperlichen Verührung mit dem Ding die Erscheinung zu finden und zu fassen, und sprach dem Abstandnehmen, der Betrachtung, dem Versuch, sich mit dem Geiste eines Dinges in Verbindung und auseinanderzusetzen, jede Berechtigung ab. Forschungsergebnisse, Abschriften, Quellenstudien, Thatsachen, documents humains, durch kein menschliches Denken und Empfinden getrübe Berichte der Wirklichkeit, Wahrheit sollten die Werke sein und nur nicht Kunst. Nicht mehr auf seinem natürlichen Wege soll das Kunstwerk wirken, indem es den Beschauer einfach und ohne Umstände und Anstalten erfreut, sondern auf dem Umwege des Schmerzes, nicht, indem es befreit, erhebt, erlöst, sondern, indem es drückt, fesselt, belästet. Die Künstler mußten natürlich solcher Verfassung der Gemüther nachfolgen und so geriethen sie in solche Nähe der Dinge, in der sie nicht mehr leuchten, sondern nur mehr abfärben, in der sie kein Bild, sondern nur mehr einen Abklatsch liefern. Und nun steckt in all unserem heutigen Kunstgenießen Etwas von dem Kindergruseln vor Jahrmarktswunder und Panoptikumsdämmerung, zugleich aber noch Etwas von dem lendenlahmen Gang, in aller Unvollkommenheit außen die eigene innere mit heimlicher Lust getrübet und selbstzufrieden wiederzuerkennen und doch den Mangel hämisch dem Nächsten zuzuschreiben.

Weil wir diesen oder jenen Zug im Angesicht des Ungeheuers so außerordentlich menschlich finden, fühlen wir uns zu der tiefsten Art von Vergnügen, zur Selbstüberhebung und zum Hohn, gereizt. Nicht der Humor, der die eigene Schwäche einbezieht, sondern Satire, die sich ausnimmt, nicht die freundliche, lächelnde, beruhigte Sicherheit, daß Alles Eins, das Ich und das Du, das Innere und Aeußere, sondern der beleidigte Hohn, daß die Mängel der Welt nicht heranreichen an den eigenen Werth und Anspruch, ist der Grundton unserer Stimmung. Sie hat die Menschen von heute körperlich so nahe aneinandergebracht und geistig so weit von einander entfernt. Ein Gefühl tiefster Niedergeschlagenheit umfaßt uns Alle. Es ist, als ob einem Jeden von unsichtbarer, unwidderstehlicher Hand der Kopf von hinten vornüber niedergedrückt und festgehalten würde, so daß nur schmale und schiefe Blicke von unten vor auf den Nächsten und nur auf das Allernächste mehr sich richten können. Was hilft es, daß der Scharfblick für das Nächste so ins Unendliche gesteigert ist? Es bleibt ein Parasitenscharfblick. Was dieser Stimmung und Verfassung entspringt, mag interessant, wahr, geschickt, exakt, intim, stimmungsvoll und, was weiß ich, sonst noch, sein, aber es kann nicht scheinend, nicht schön, nicht das freundliche, erlösende Gleichniß sein, das die Kunst ausmacht. Die Karikatur ist ihr naturgemäßes Ausdrucksmittel, nicht das stilisirte, vermenschlichte, humoristische Ungeheuer der Gothik und Renaissance, auch nicht das ernst gesehene und ernsthaft genommene Ungeheuer, die Personifikation des Schlechten, das zu bekämpfen und zu vernichten Ritter und Prinzen und Heilige in Sage, Märchen und Legende ausziehen, sondern das verthierte, ins Ungeheuerliche verzerrte Menschenbild. Oberländer, den man zuweilen und so sehr mit Unrecht zu den Humoristen zählt, ist der wirkliche Gründer dieser Stimmung, — als Maler gehört er zu den ernsthaftesten, frömmsten und festesten im Glauben an die Zukunft. Der gellende Hohn der thiermenschlichen Ungeheuer erschallt aus einer geistigen Vereinsamung, aus einem Abgrund der Menschenerachtung, dem nichts Anderes als Klagen und Anklagen entsteigen können. Und mit diesem untersten Gebiet der Kunst, das kaum durch eine Linie von dem kunstlosen und kunstwidrigen Felde der Beleidigung getrennt ist, jener Kunst, deren Wesen die Schadenfreude, der Reiz der *Médisance* bildet, wird in der Gegenwart im Verhältniß zu den größeren Aufgaben auch weitaus das Beste geleistet. Sie ist so recht die Kunst des breitesten Theiles der heute ins Ungemessene angeschwollenen Menge der Kunstabnehmer, der hastigen, summenden, fliegenden Masse, die in Kaffeehäusern und Bahnhofrestaurationen sich um „Kladderadatsch“ und „Fliegende Blätter“ reißt und bei dem blutigsten Hohn immer glaubt, es sei doch nur von dem lieben Nächsten die Rede. Doch bleibt diese Art Kunst auf den billigsten aller Kunsthändler, auf das Zeitungspapier beschränkt und ihre Genüsse reifen nicht anders in der

Welt, als wie der Klatsch zwischen Beschränktheit und Bosheit sinnlos hin- und herläuft.

Dann kommen Mode- und Massenroman und was man heute moderne Literatur nennt. In diesem Reiche herrscht Nana noch unumschränkt. Sie ist aber doch wieder ein Anfang, ein erster Versuch zur Gestaltung, ein sehnüchtiges Taften nach Form und Geist, nicht mehr ganz und gar und reine Verzweiflung. Zwar möchte ihr Autor glauben machen, das Scheusal sei nur ein Ausschnitt des Weltungeheuers, das er im Interesse wissenschaftlicher Gründlichkeit nur stückweise und in wohlgeordneter Reihenfolge behandeln könne. Aber Das ist nicht ernst zu nehmen, so wenig wie die Schneiderkünste, mit denen die zahllosen Inhaber bescheidenerer Werkstätten die Riesenglieder des Vorbildes oft mit den drolligsten Bemühungen zu bedecken und zu maskiren suchen. Die Koras, Frauen vom Meere, Hedda Gabler, Kautendelein, Magdas, Salomes, die über-, halb-, un- und doppelgeschlechtlichen Monstra sind alle Blut von ihrem Blute, dem selben unfruchtbaren Schoß entstiegen. Und doch predigt jede Linie ihrer Ungehaltn und jeder Seufzer ihrer Halbseelen mit ergreifender Uebereinstimmung, wie auch sie, trotz aller Verkettung in der Gegenwart, mit ihrem ganzen verborgeneren Sein einer helleren und reineren Zukunft entgegenschwingen. In der Ede des düstersten und modrigsten Alkovens sieht man wenigstens das Schattenbild jener Engel mit der Schreibrtafel, welche auf Correggios Danae den Goldregen des Olympiers verzeichnen, unverkennbar vorbeihuschen und über die sinnloseste Vergangenheit und die brutalste Gegenwart einen leichten Schimmer künftiger Erlösung hinhauchen. Aber auch das reine Ungeheuer, dessen Wesen die volle Ausichtslosigkeit, die Unerlösbarkeit ist, das fertig, ohne Entwicklung, ungeheuerlich, weil der in ihm verkörperte Werbetrieb auf ein totes Gleise gerathen ist aus Mangel an innerem Zusammenhalt und Schwäche gegen das Außen, ist, wie im Leben, in dieser Kunst vertreten. Doch ist und bleibt es selten. Und wenn wir es häufiger zu sehen glauben, so rührt Das daher, daß unser Blick stumpf und theilnahmelos und müde, wie er geworden, in jeder Erscheinung ihre Vergangenheit und Gegenwart übermäßig groß sieht und überlästigt empfindet, von ihrem Zukunftsgehalt kaum Etwas bemerkt und sicher nichts Angenehmes erwartet. Ueber der gegenwärtigen Dede der Stoppelfelder vergessen und bezweifeln wir die Reime künftiger Ernten. Daher kommt es auch, daß gerade die Wunderwerke unseres Realismus in der Literatur und namentlich in der Malerei, die in schwarzes Elend und graue Verzweiflung getaucht zu sein scheinen, dem aufmerksameren Blick am Deutlichsten die Spuren geistiger Erholung, wiederkehrender Kraft und Gesundheit verrathen. Ja, man könnte behaupten, daß auf dieser Spur und auf nichts Anderem sogar ihre jetzige Wirkung schon beruht. Denn schließlich liegt

Sinn und Seele des Kunstwerkes, des schlechtesten wie des besten, doch in letzter Linie in seinem Zukunftgehalt. Denn was in der Erscheinung einmal Gegenwart geworden, ist tot, gestorbene Vergangenheit, und Leben und Geist und Wirkung in ihr ist nur Das, womit sie in die Zukunft weist, die Vorbedeutung, das Versprechen. So verdankt gar manche heutige Leistung ihren Erfolg Dem, was ihr Urheber zu vermeiden gestrebt und geglaubt hat. Unter der eigensinnigsten Realistik leuchtet überall, ungerufen, ungewollt, der zarte Schimmer der blauen Blume hervor und löst immer häufiger bei dem Beschauer jene Empfindung aus, die alle Buch- und Kunsthändler so hoch verehren. Das gilt aber nur für das Feld der billigeren Kunst. In der hohen Denkmäler- und Baukunst dagegen ist die Lage trostloser denn je. Zwar enthielt das Denkmal von je her viele und meist allzu viele menschliche Bedingungen des Entstehens und des Bestandes; und der Zufall und, was gleichbedeutend, ganz grobsinnige Auftraggeber haben selbst in langen Zeiträumen nur eine mäßige Zahl wirklich erfreulicher Leistungen ins Dasein gerufen. Aber die heutige Massenproduktion auf diesem Felde ist eine politische, keine künstlerische Angelegenheit; und wenn sich der Humor der Weltgeschichte des Simon Blad und des Mathias Pschorr nicht annimmt, wie er sich einst des Kondottiere Colleoni, dessen 100 000 Goldguldentestament einem Verrochio einen Auftrag und dem alten Venedig das — wohlgemerkt — einzige öffentliche Standbild verschaffte, annahm, so wird in einigen hundert Jahren nicht viel mehr zu sehen sein von dem heutigen Denkmälergedränge. Und welche Rolle spielt hier das Ungeheuer! In welchen Jammergestalten hocken und stehen sie zahllos im Lande herum, diese Kostümlöwen, Parade- und Theaterpferde, die leicht- und schwergeschürzten Flügelgenien, denen eine einzige allgemeine Krankheit verbietet, irgend einen eigenen Nerv zu spannen, mit einem einzigen eigenen Tropfen Blut zu leben, mit einem einzigen eigenen Athemzug die eigene Brust zu füllen, deren ganzes Dasein in dem eingeschobenen Hüßel des Ausstopfers beschloffen ist! Daß der große Tote, dessen Bildniß einst in Stein oder Erz die Wände des Domes bald mehr, bald weniger schmückte, heute auf dem Marktplatz steht, Das enthält ein gut Stück Erklärung, aber auch ein gut Stück Bekenntniß. Aus allzu vielen Taschen fließen heute die Summen zusammen, als daß das Werk etwas Anderes als eine Massenempfindung zum Ausdruck bringen könnte. Und gar die Baukunst, die Kunst der Völker und der Säcula! Woher könnte sie heute die Einheit der Stimmung nehmen und wie die früher auf Generationen vertheilte Kraft in die paar Tage zwischen Grundsteinlegung und Einweihung des Tempels zusammendrängen? Laufen in den gold- und marmorstrahlenden Parlaments- und Justizpalästen die Besucher nicht wie bedeutungslose Larven und Lemuren, wie verirretes Ungeziefer herum? Können Zweck und Gestaltung weiter auseinanderfallen? Auch

sie, diese steinernen Riesenleiber, lechzen nach Inhalt, nach Leben, nach Zukunft, nach Erlösung aus dem leeren und stumpfen Dasein des Unbings.

Nur leise berührt dagegen wurde die Kunst der Vernunft, die Musik. Zwar haben die Jungen und Jüngsten den Lindwurm der Nibelungen, den ja schon unser vortrefflicher Ernst Theodor Amadens Hoffmann in seinem „Guzman, der Löwe“ so unvergleichlich vorempfunden und an seinen Platz gestellt hatte, noch nicht völlig aufgegeben; aber im Ganzen beweist doch die heutige Produktion, daß das menschliche Herz, das Vollzugsorgan der höchsten Vernunft, sich auch heute noch nicht täuschen läßt, und die Sprache Orlandos und Palestrinas und Mozarts und Beethovens ertönt heute noch so rein und tröstlich wie je. Aber auch die Schwesterkünste suchen, bald deutlicher, bald verborgener, immer häufiger den Anschluß an die Musik; und daß sie ihn mehr und mehr finden, erscheint von guter Vorbedeutung. Namentlich in der Poesie, vom Lied bis zum Drama, fangen die grellen Farben, die mit dem Auge hergeholt und auf das Auge berechneten Effekte, die Versuche, graphisch und plastisch zu wirken, wieder an, zurückzutreten und dem Klang, dem Ton, dem Rhythmus und der Melodie Platz zu machen. Und was heute in der Malerei von tieferem Eindruck ist, verdankt diesen Erfolg gar oft zu einem erheblichen Betrage dem musikalischen Gehalt. Ohne ihn und die wiedererwachende Empfänglichkeit stände Thoma heute noch unbemerkt im Dunkel und Boedlins weit- und tiefgreifender Sieg wäre nur ein halbgelöstes Räthsel.

Das Ungeheuer, das zugleich in zwei Elemente taucht, mühsam die Tiefe verlassend und mit einem menschlichen Gesicht nach oben blickend, mit dem thierischen Unten Genosse und Bewohner der stumpferen Welt, mit seinem Sehnen Anwärter der höheren, ist wirklich das treffendste Bild der Zeit, das vollkommenste Symbol der großen Wendung der Geister, die sich unter unseren Augen vollzieht. Aber die Erlösung mußte neben der Verzweiflung gezeigt werden. Das hat Boedlin gesehen, lange unverstanden, endlich verstanden, in scheinbarem Widerspruch, thatsächlich in vollem Einklang mit der Zeit. Wenn er zugestand, daß es Ungeheuer giebt, so leugnete er aber, daß sie unverrückbar, unabwendbar zwischen den Menschenherzen als ewige Dual ständen, als Sinn und Inhalt des ganzen Weltprozesses. Er verlegte sie weit hinaus in die Elemente; und wenn er in diese vorgeschobene Einsamkeit einem Jeden nur einen einzigen Naturton mitgeben konnte, so gab er damit doch einen Anfang, einen Keim von Seele, jenes unentbehrliche, unsägbare Etwas, das uns aus jedem Ding entgegenkommen muß, soll uns sein Anblick nicht vernichten wie das entschleierte Bild von Saïs.

Paul Garin.



Die glasgower Kabelbahn.

Auf dreißig Hügeln und doch im Thale; im Mittelpunkt einer weiten Ebene und doch allseitig umschlossen von weithin sichtbaren, ragenden Gebirgszügen; vier deutsche Meilen landeinwärts von den Gestaden des Atlantischen Ozeans und doch eine Seestadt ersten Ranges, in deren Docks sich die mächtigsten transatlantischen Dampfer legen: so liegt am Ufer des Clydeflusses, ziemlich genau westwärts von der alten schottischen Königsstadt Edinburgh, Schottlands einzige Dreiviertelmillionenstadt, seine Haupthandelsstadt und Handelshauptstadt Glasgow. Wer den Clydefluß nur zwei Stunden weiter ostwärts gesehen hat, an der Stelle, wo er sich, ein schmutziger Bach, in sechs Windungen durch die Ebene schlängelt, die Northumberland von den schottischen Hochlanden scheidet, Der wird schwerlich glauben wollen, daß dieses Rinnsal ein so kleines Stück weiter auf seiner Wanderung zum Weltmeer, acht Wegstunden, ehe es das Meer erreicht, die größten Seeschiffe trägt, die ihre Ladungen mitten in eine der größten Weltstädte hineinbringen. Noch an der Ostgrenze der Stadt Glasgow ist die Clyde ein Fläßchen, das seine grauen Wellen wie unwillig über die Steine wälzt, deren Gestalt man durch die flachen Fluthen hindurch deutlich erkennt, wenn sie auch selbst nicht sichtbar sind. Noch eine abschüssige Stelle, über die die schlammigen Wasser rasch abströmen, während rechts und links die Häuserreihen scharf an das sich weitende Bett herantreten, und die Wasser fließen nicht mehr stromab, oder doch kaum bemerkbar, und zweimal am Tage steigt eine Fluthwoge durch den Nordkanal zwischen Irland und Schottland und den Clydebusen den Fluß hinauf, der sich unten moerarmartig erweitert, dem Auge deutlich erkennbar als eine starke Hebung im Flußbett und in den Rieselndocks der Weltstadt hoch auf die Wasser stauend. Denn so stark hat in unserem Jahrhundert Menschenhand und Menschenkunst das alte Flußbett ausgetieft, daß die Landstadt Glasgow zur Seestadt wurde und heute neben Liverpool der größte Hafenplatz der Westküste Großbritanniens ist. Da steht nun die Fluth, die sich eben noch rieselnd vorwärts schob, zwischen all den Docks, Magazinen und Handelshäusern, Seedampfern und Flußschiffen, Brücken und Dampfkränen, die dem flüchtigen Blick fast wie Schiffsmaste erscheinen, und starrt, wie von heiliger Scheu vor all dem Menschenwerk erfüllt, hinauf an den steilen Mauern und hinüber auf das wunderliche Treiben der Großstadt. Schnurgerade Einfassungsmauern ziehen dem Reich des Wassers feste Grenzen, mächtigen Felsblöcken gleich vorgeschoben aus der Welt des festen Grundes in die Welt der Wogen; und als ob sie die anerkannte Macht des Menschen über dieses selbst geschaffene Stück Meer bekräftigen wollten, schwingen auf dem Raum einer Viertelwegsstunde neun mächtige Brücken ihre Wogen über die graue Fluth. Wähsam

überspannt sie noch die Glasgow-Brücke mit ihren sechs kleinen Steinbögen, denen man noch die Mühseligkeit ansieht, mit der vergangene Zeiten sie gewölbt haben, und den Widerwillen, mit der sie ihre Lasten tragen; aber mit stolzem Schwunge wirft die moderne Eisenbahnhochbrücke ihr eisernes Gitterwerk über den Fluß, sich selbst genug und nur allzu gern auf jede Unterstützung durch einen Pfeiler aus dem Flußbett verzichtend. Unmittelbar unter dieser Brückenwelt beginnt der Hafen, den wohl noch die Dampfähre kreuzen und der Tunnel unterlaufen darf, über den aber keinem Brückenbogen mehr verstattet ist, sich den Masten und Essen in den Weg zu legen, die dort ihre Heimstatt oder ihre flüchtige Herberge haben. Eine Welthandelsstadt, größer als Hamburg — die Stadt selbst zählt sieben Hunderttausende, die ununterbrochene Häusermasse acht und ein halbes Hunderttausend Menschenköpfe —, steht Glasgow unter dem Zeichen des Verkehrs, des Handels und Wandels, der Bewegung von Menschen und Gütern wie wenige andere Punkte der Erde. In ununterbrochenem Strom schieben sich Menschen und Waaren hinein und hinaus, nach Osten, Süden, Westen und Norden, und um die Clyde, namentlich auf den beiden Parallelstraßen zu ihr im Norden und Süden, ballt sich Menschengedränge und Wagenverkehr in einem Maß zusammen, wie es selbst in London und New-York nur an wenigen Stellen übertroffen wird. Die zwei Kilometer westwärts von den Brücken, während deren sich an beiden Flußufeln Werft an Werft, Gleis an Gleis, Dock an Dock drängt, wimmelt es von geschäftigen Geistern und dröhnt das Einhämmern der Niesennieten in die Eisenplatten der Schiffskörper, deren nackte Stelette, halbbedeckte Bäuche und hochgebaute Borde dem Schiffsleben der Süd- und Nordseite einen geistesverwandten thürmenden Abschluß geben. Da kommen wir zur Dampfähre, die von der Hafenverwaltung selbst bestellt ist. Es ist eine Wagenähre, und als sie 1891 in Betrieb trat, betrachtete man sie als einen bedeutamen Fortschritt. Heute besteht sie immer noch, ist aber längst von anderen Verkehrsmitteln überholt. Nie hat sie sich mit dem Anlegen an Rampen abgegeben, durch die man die Unterschiede zwischen den verschiedenen Wasserständen, die hier mehrere Meter betragen, sonst wohl auszugleichen pflegt. Für solche war an dem nur etwa hundert Meter breiten Flußbett, an dessen beiden Seiten jeder Centimeter Boden so kostbar war, niemals Raum. Vielmehr ist ihre bewegliche Deckfläche oder Plattform von je her durch Schraubenspindeln je nach Bedarf gehoben oder gesenkt worden, um immer auf der gleichen Höhe mit den Kaisflächen zu bleiben, ob sich unter ihr die Fluthen nun verlaufen oder hoch emporthürmen. Auch Schaufelrad und Steuer hat sie nie getrieben und gelenkt; aber solche Dinge war sie von je her hinaus, da ihr zwei Schiffschrauben an jedem Ende, die ganz unabhängig von einander in Bewegung treten, gestatten, jeden Tanz vom Walzer bis zum Hochlandshottisch auf dem

feuchten Element aufzuführen und dabei doch grazios jedem schwarzen Riesen-schiffsbau und Zwergfährchen auszuweichen. Nein, andere Dinge sind angekommen, die heute halb mitleidig auf etwas so Altmodisches wie eine von vier Schrauben getriebene Wagenfahre herabschauen. Wie anderswo, ist auch i. Glasgow das Wasser sehr feucht; und mehr als anderswo ist in Glasgow die Luft neblig. Wäre Goethe nur nach Glasgow gekommen, er hätte für sein Wignonlied nicht erst den Apparat eines Berges mit seinem Wolkensteg aufzubieten brauchen, um das Maulthier im Nebel seinen Weg suchen zu lassen. Auch in Glasgow sind die Flugmaschinen noch sehr unvollkommen und darum verkriechen sich die Einwohner unter die Oberfläche der lieben Mutter Erde, die in ihrem Schoß noch Raum hat für Tausende von sicheren und leicht beschreitbaren Wegen für ihre kleinen Menschenkinder. So hat der private Unternehmungsgeist neben dieser Fahre drei Tunnels unter dem Fluß angelegt, der hier 127 Meter breit ist, drei Tunnels von 220 Metern Länge, von denen die beiden äußeren dem Fahrverkehr und der mittlere dem Fußverkehr dienen. Rampen und Treppen befördern die einzelnen Menschen hinab in die Tiefe und hinauf zum Licht, zwölf gewaltige Aufzüge in zwei Schächten Rog und Wagen. Die Tunnels sind nur 23 Meter unter die Reithöhe gesenkt, da das moderne Tunnelführsystem in losem Grunde eine solche flache Lage nur allzu gut gestattet und einer nahezu beliebigen Tiefe keine Schwierigkeiten entgegensetzt. Am einundzwanzigsten Oktober 1896 ist in London der Mann gestorben, dem es zu verdanken ist, daß das gefahrvolle altmodische Ausschaufeln und Wölben von Tunnelräumen in losem Sande und sonstigem Gesehie zu den geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Vergangenheit gelegt werden konnte: der Ingenieur James Henry Greathead, dem London, Liverpool und viele amerikanische Großstädte ihre flachen und tiefen Untergrundkleinbahnen für den Personenverkehr verdanken. Er ist der Erfinder der Methode, in solchen unzuverlässigen Grund durch Anwendung von Preßluft eiserne Tunnelröhren hineinzutreiben, aus denen der Boden, mit dem sie sich füllen, leicht weggeschafft werden kann, während sie selbst nach ihrer Leerung vom Erdreich gleich als Tunnel dienen, als Tunnel mit Eisenwänden und nicht nur wasserdichtem, sondern selbst luftdichtem Abschluß gegen das umgebende Erdreich. So sind auch diese drei Tunnels in den losen Sand hineingetrieben worden, der den Grund der Clyde bei Glasgow bildet, und durch sie ergießt sich heute Tag und Nacht der Verkehrsstrom von dem größeren Theile der Stadt, der am Nordufer liegt, nach dem kleineren am Südufer, und umgekehrt, so weit er nicht über die Brücken in Oshglasgow geht oder seit dem Beginn dieses Jahres noch auf einem neuen Wege befördert wird, weder durch Muskelkraft noch durch eine Dampflokomotive, weder durch Motowagen noch überhaupt durch Elektrizität, sondern auf eine in

Europa neue Art und Weise, die den besonderen Verhältnissen der Dreißig-Hügelstadt Glasgow auf zwei Ufern eines schiffbaren Stromes in einer Weise angepaßt ist, daß sie sich kaum übertreffen lassen dürfte, und die schon deshalb die größte neue Sehenswürdigkeit der Stadt bildet: die am Anfang des vorigen Jahres eröffnete Untergrundbahn mit Kabelbetrieb.

Von den verschiedenen Richtungen der Windrose münden zwölf große Eisenbahnen nach Glasgow ein und laufen ausnahmslos nach dem Mittelpunkt des Geschäfts- und Verkehrslebens am nördlichen Clydeufer, so daß sämtliche vier Hauptbahnhöfe kaum je fünf Minuten von einander entfernt sind. Es ist das System aller britischen Großstädte, das von dem Grundsatz ausgeht, daß die Bahnen an erster Stelle dem Geschäftsverkehr an Personen und Gütern zu dienen haben und deshalb im Geschäftstheile der Stadt ihre End- und Ausgangspunkte haben müssen. Hat man sich doch selbst, trotz den Riesenkosten, nicht gescheut, an Orten, wo die Bahnhöfe von Anfang an diese Mittelpunktlage nicht hatten, sie noch nachträglich tiefer in die Geschäftsstadt hineinzuschieben. Auch wird die Stadt im Norden von einem doppelten Bahnenhalbkreis umschlossen, dessen innerer Cirkel dicht an der äußersten Grenze der ganzen bebauten Fläche verläuft, während der äußere eine halbe Stunde weiter hinausgerückt ist. Es sind die Strecken der nordbritischen und der kaledonischen Bahn, von denen sich jede die Hälfte an der Grenze der bebauten Fläche hinzieht und die andere Hälfte etwa eine halbe Stunde darüber hinausgreift. Beide Linien schließen sich zu Ringen, indem sie ihre Halbkreisenden östlich und westlich von Glasgow, nördlich von der Clyde, jede durch eine dem Lauf der Clyde fast parallel gehende, von Ost nach West durch den Kern von Glasgow laufende Strecke verbinden, so daß sich zwei geschlossene Linien nördlich der Clyde ergeben, deren jede über die belebteste Linie längs dem Clydeufer läuft, um von da aus Personen und Güter nach nahezu jedem Punkte an der Nordperipherie Glasgows und den etwa eine halbe Stunde weiter draußen liegenden Orten zu befördern. So weit sie durch die Stadt gehen, sind beide Linien unterirdische Vollbahnen und dienen beide dem Vorort- und Stadtverkehr. Ein fühlbarer Mangel an ihnen ist, daß sie sich nur auf der Nordseite der Clyde bewegen und den ganzen südlich von diesem gelegenen Stadttheil überhaupt nicht berühren und daß die beiden Halbkreise, in denen sie im Norden die Stadt umziehen, an die äußerste Grenze der bebauten Fläche oder noch weiter hinausfallen. Ein Beförderungsmittel innerhalb des Geschäftstheiles der Stadt und des Westens, in dem die Mehrzahl der wohlhabenderen Bürger wohnt, sind sie also nicht, sondern dieser Theil des Verkehrs war bisher allein durch die Pferdebahnen zu bewältigen, deren erste Strecken 1872 gebaut wurden. Glasgow ist eine der wenigen Städte der Erde, in denen die Stadtverwaltung von vorn

herein weitfichtig genug war, die Pferdebahnlilien auf Stadtkosten zu unternehmen. Da jedoch über ihren Betrieb 1875, bei der Eröffnung der ersten Strecken, noch keine Erfahrungen vorlagen, wurden sie auf Zeit an eine Betriebsgesellschaft verpachtet. 1894 ist der Pachtvertrag aber abgelaufen, da sich weder über weitere Pachtbedingungen noch über den Verkauf des Betriebsparks eine Einigung zwischen der Gesellschaft und der Stadtverwaltung erzielen ließ. Am ersten Juli 1894 übernahm die Stadt den Betrieb selbst, nachdem sie dazu 3500 Pferde und die entsprechende Wagenzahl neu beschafft hatte. Zugleich wurden die Fahrpreise sehr beträchtlich herabgesetzt. Bis 800 Meter wurde sogar nur ein halber Penny (4 Pfennige) berechnet. Trotz der riesigen dadurch erzeugten Verkehrszunahme zeigten die ersten Wochen einen kleinen Ausfall in den Gesamteinnahmen, der aber mit der zunehmenden Gewöhnung des Publikums an den billigen Tarif immer kleiner wurde, bald ganz verschwand und sich dann in eine Steigerung der Einnahmen verwandelte, die freilich noch nicht so bedeutend ist, daß ein privater Unternehmer, der auf entsprechende Dividenden abzielen muß, dabei bestehen könnte. Und doch befördern diese städtischen Pferdebahnen im Jahre siebenzig Millionen Menschen. Die vorhandenen Pferdebahnlilien genügen jedoch dem steigenden Verkehrsbedürfnis schon längst nicht mehr, weil Glasgow, dank der Einrichtung der Einfamilienhäuser in allen Vorstädten, einen nahezu so großen Raum wie Berlin deckt, obwohl seine Einwohnerzahl nur halb so groß ist. So ist denn am Anfang des Jahres 1897 mit ihr die neue Untergrundbahn in Wettbewerb getreten, die sich durch eine ganze Reihe eigenartiger Züge auszeichnet.

Von vorn herein war es klar, daß innerhalb des belebtesten und am Dichtesten bebauten Theiles der Stadt nur eine Untergrundbahn möglich sein würde. Die Kosten der Grunderwerbung für eine Hochbahn wären in diesen Gegenden so ungeheuer gewesen, daß dadurch jede Aussicht auf Rentirung des Unternehmens für absehbare Zeit ausgeschlossen gewesen wäre. Da auch die Erwerbung des Tunnelbaurechtes unter Häusern zu ganz unglaublichen Ausgaben geführt hätte, so verfiel man auf den Ausweg, die Bahn unter die öffentlichen Straßen zu legen und ein Uebereinkommen mit der Stadt zu treffen, die wenigen Häuser aber, unter denen der Tunnel doch durchgeführt werden mußte, einfach aufzulaufen. Da in London bereits drei Bahnen auf ähnlicher Grundlage vorhanden waren, so machte dieser Theil der Ausführung keinerlei Schwierigkeiten. Die Erfahrung in London hatte ferner gezeigt, daß für solche Bahnen die Einrichtung für den Personenverkehr und höchstens Paketverkehr genügte und daß der Lastenverkehr sich bequem grundsätzlich anschließen ließ. So war die Kleinbahn als Rahmen für das Unternehmen gegeben. Ein Uebelstand aller älteren Untergrundbahnen war die schlechte Luft, sobald die Tunnel in größere Tiefen gelegt wurden. Das hatte dazu

geführt, daß man für derartige Bahnen überhaupt nicht mehr Dampflokomotiven, sondern Motowagen zur Bewegung benutzte, aber noch einen anderen Fortschritt gezeitigt. Im Anfang hatte man stets einen großen Tunnel mit beträchtlichem Durchmesser ausgeworfen, in dem die Züge nach beiden Richtungen hin verkehrten, einander also fortgesetzt begegneten. Bald machte man aber die Erfahrung, daß das dauernde Hindurchlaufen von Zügen in entgegengesetzter Richtung die Hauptursache der schlechten Luft sei. Baute man zwei kleinere Tunnels und ließ in jedem von ihnen die Züge immer nur in einer Richtung laufen, so ventilirten sich die Tunnels bei genügenden Stationöffnungen ganz von selbst. Das hatte noch zwei weitere Vortheile. Erstens hörte das beharrliche Begegnen der Züge auf, das, auch ohne daß es zu Zusammenstößen zu führen brauchte, leicht schreckhafte Leute ängstigte, und dann wurden dadurch die Anlagekosten ganz erheblich geringer. Da sie nämlich proportional der Zahl der Kubikmeter Erde sind, die ausgehoben werden müssen, so sanken sie mit der Bohrung zweier kleinerer Tunnels beträchtlich. Hatte man früher einen Kreis von einem Radius ausstechen müssen, der etwa doppelte Schienenbreite besaß, so genügt jetzt das Auswerfen von zwei Tunnels mit dem Radius von je einer Schienenbreite. Eine ganze Reihe besonderer Anforderungen an eine solche Untergrundbahn stellte ferner die außerordentlich wellige Bodenbeschaffenheit Glasgows mit theilweise sehr hohen Hügelserhebungen, die sich nicht umgehen ließen, weil man den bestehenden Straßenzügen folgen und die Bahn, wenn sie ventiren sollte, mitten durch die dichtestbewohnten Stadttheile führen mußte. Mußte die Anlage einmal so tief gelegt werden, daß sie unter den Kanalisation-, Gas- und Wasserleitungen, ja unter den übrigen innerstädtischen Vorkablen hinwegließ und zweimal sogar die Clyde unterbohrte, so durfte sie doch nirgends so tief gelegt werden, daß sie von der Oberfläche aus für Fußgänger schwer zu erreichen war, wenn man auch natürlich für die von der Oberfläche am Weitesten entfernten Haltestellen Aufzüge in Aussicht zu nehmen hatte. Aus diesen Anforderungen folgte unmittelbar, daß die Höhenlage des Tunnels sich ungefähr der Gestaltung der Oberfläche anzuschmiegen hatte, d. h. daß sie nahezu eben solche Erhebungen und Senkungen durchzumachen hatte wie die Oberfläche. Weder Dampflokomotiven (die schon mit Rücksicht auf den Rauch ausgeschlossen waren) noch Motowagen sind aber im Stande, Steigungen zu erklimmen, wie sie an zwei Stellen der Bahn, bei Unterlaufung der Clyde, vorkommen, noch ohne Gefahr solche Abhänge hinunterzulaufen, wie sie dadurch bedingt werden. Solchen Aufgaben ist nur eine Bewegungsweise gewachsen; und diese bietet das Kabel. Da die Bahn als Rundbahn auf einem inneren und einem äußeren Ringe gedacht war, von denen die Züge des einen rechts, des anderen links herumliefen, so war durch zwei in sich selbst zurückkehrende endlose Stahlkabel, die in verschiedener Rich-

tung kreisten, die theoretische Möglichkeit einer solchen Betriebsart geschaffen und es fehlte nur noch der Versuch, ob sich die Sache auch praktisch ausführen lasse. Durch eine große Reihe sinnreicher Vorrichtungen ist Das gelungen. Die beiden Tunneln laufen den ganzen länglichen Ring von zehn und einem halben Kilometer einander fast genau parallel und machen alle ihre — allerdings nicht überscharfen — Biegungen gemeinsam, ohne je an das Tageslicht zu treten. An den fünfzehn Stationen tritt an die Stelle der beiden kleinen Tunneln eine große Tunnelwölbung von 8,5 Metern Weite, die die beiden kleinen Tunneln mit je 3,25 Metern Weite mit ihren Gleisen und Kabeln und dem zwischen beiden Gleisen liegenden Bahnsteig von 3 Metern Breite und 46 Metern Länge in sich schließt. Kein Bahnsteig liegt weniger als fünf und mehr als zehn Meter unter der Straßenhöhe. Die Tunnelsohle liegt durchschnittlich aber nicht unbeträchtlich tiefer, da die Sohlen der Haltestellen absichtlich erhöht gelegt sind, damit die in vollem Lauf ankommenden Wagen leichter zum Stillstand zu bringen und nach dem Stillstehen leichter wieder in Bewegung zu setzen sind. Die Tunneln sind je nach der Beschaffenheit des Bodens in dreierlei verschiedener Weise ausgeführt. In nassem Sandgeschiebe und unter dem Ufdefluß werden sie aus eisernen Rohren gebildet, im Felsboden sind sie einfach bergmännisch vorgetrieben und an den Wänden mit Beton verkleidet und im einfachen Sandboden sind sie zwischen eingekleiteten Spundwänden aus Beton und Mauerwerk aufgeführt. Der Durchmesser des Tunneln ist 3,25 Meter, so daß nach Ausfüllung des Bodens mit der Schienenunterlage noch 2,90 Meter Raum offen bleiben, die durch den Wagen, der je vierzig Personen faßt und im Innern bequem und geräumig ist, fast ganz ausgefüllt wird. Die Gleise jedes der beiden Tunneln stellen ununterbrochene Ringe dar und besitzen keine Weiche, so daß die Wagen mittels einer Krahnvorrichtung auf sie gesetzt und von ihnen weggehoben werden müssen, eine Entgleisung dafür aber auch ausgeschlossen ist. Mitten zwischen den Schienen läuft, auf sich drehenden Stahlscheiben mit einer tiefen Kurve auf der Peripherie, das Kabel mit einer Geschwindigkeit von 24 Kilometern in der Stunde. Diese etwa 10 Centimeter starken Stahlscheiben stehen bei gerader Strecke senkrecht, neigen sich aber bei jeder Biegung nach der Außenseite und liegen bei scharfer Biegung sogar wagerecht. So ist der Druck des Kabels stets senkrecht auf den Mittelpunkt ihrer Axen gerichtet. Durch eine außerordentlich kunstreiche Klammer, die der Wagenlenker durch eine einfache Winde anlegt und abnimmt, klammert sich der Wagen, das Kabel leicht hebend, damit die Klammer gefahrlos über die Stahlscheiben hinweglaufen kann, auf denen das Kabel ruht, an das tausende Kabel, nimmt im Augenblick des Zufassens dessen Geschwindigkeit an und eilt mit ihm durch den Tunnel davon. Eben so kommt der Wagen mit der vollen Geschwindigkeit des Kabels auf der

Station an und steht mit Loslassen der Klammer und Anziehen der Bremsen augenblicklich still. Was Das für eine solche Stadtbahn bedeutet, ist klar. Da die Haltestellen durchschnittlich noch nicht ganz 800 Meter von einander entfernt sind, so würde z. B. eine Dampflokomotive kaum eine nennenswerthe Geschwindigkeit bekommen haben, wenn sie ihr schon wieder Einhalt thun müßte, und die mit dem Anziehen und Bremsen verbundene Verlangsamung würde einen ganz ungeheuren Zeitverlust erzeugen. Das Alles ist beim Kabelsystem unnöthig. Dabei kann der Wagen jeden Augenblick das Kabel loslassen und durch die Bremse zum Stillstand gebracht werden, ja, er kann sich selbst langsamer als das Kabel bewegen, indem er es mit der Klammer nur leise berührt. Dadurch wird er mittels der zwischen Kabel und Klammer entstehenden Reibung ganz nach Wunsch schneller oder langsamer fortbewegt. Ferner ist bei Festfassen des Kabels selbst den steilsten Abhang hinunter ein Schnellergehen als das Kabel ausgeschlossen, so lange die Klammer nur festhält. Dadurch, daß durch den Gebrauch der Bremse niemals die treibende Kraft selbst zum Stillstand gebracht wird, wird der gewaltige Kraftverlust vermieden, mit dem sonst jede Bahn zu rechnen hat, und dadurch, daß immer ungefähr gleich viele Wagen bergab und bergauf laufen, kommt das Gewicht der Wagen und der in ihnen befindlichen Personen für die treibende Kraft so gut wie gar nicht in Rechnung und die mechanische Leistung wird nicht wesentlich größer, wenn je drei zusammengekoppelte Wagen zwischen jedem Stationenpaar laufen, als wenn nur einer dort läuft. Denn immer darf sich zwischen je zwei Stationen nur eine einzige Klammer an das Kabel haben, um Zusammenstöße zu vermeiden, und kein Wagen darf seine Station verlassen, bis nicht von der nächsten das selbstthätig eintretende Signal da ist, daß die Strecke bis dahin frei ist.

Ein weiterer Vorzug des Kabelsystemes ist, daß die Träger der treibenden Kraft nicht in Gestalt von Dampflokomotiven, Motowagen u. s. w. mitbewegt zu werden brauchen: die Kraftmaschinen stehen fest an einer Stelle. Sie befinden sich in den Hallen der Kraftstation auf der Südseite der Clyde und werden durch Dampf getrieben. Jedes der beiden Kabel windet sich dort um eine Reihe von stählernen Riefentrommeln und diese werden durch gewaltige Kurbel und Transmmissionen um ihre Ase gedreht und durch ganz ungeheure Schwungräder in gleichem Gang erhalten. Da die Maschinen nur achtzehn bis neunzehn Stunden täglich laufen und nachts fünf bis sechs Stunden stillstehen, ist es nöthig, jeden Morgen das Gesamtkabel durch eine besondere Maschine wieder in Gang zu bringen, und da die Spannung des Kabels fortwährend wechselt, je nachdem mehr oder weniger Wagen bergab und bergauf laufen oder still stehen, so ist eine besondere Vorrichtung nöthig, um das Kabel immer in der gleichen Spannung zu halten. Zu diesem Zweck

ist für jedes Kabel auf ein besonderes Paar Schienen ein kleiner Stahlwagen gestellt, der ein paar hundert Centner wiegt und eine Querverke trägt, um die sich ein gewaltiges Rad dreht. Um dieses Rad ist nun das Kabel gelegt, der Wagen jedoch durch ein gewaltiges niederhängendes Gliederwerk mit der Mauer der Station verbunden. Auf dem Gliederwerk ruhen ein paar tausend Centner Eisenplatten. Hat das Kabel starke Spannung, so bewegt sich der Wagen in der Richtung, nach der es ihn hinzieht, und hebt die Riesengewichte des Gliederwerkes ein Wenig. Läßt die Spannung nach, so zieht die Last des Gliederwerkes den Wagen wieder näher an die Wand zurück. Zur Bewegung der gesammten Last des über zehn Kilometer langen Kabels nebst den daran hängenden Wagen sind nur 3600 Pferdekräfte erforderlich, ein Kraftmaß, das von jeder größeren Schiffsmaschine überstiegen wird. Aber die eigenthümlichen Anforderungen der Kabelanlage haben den Bau ganz eigener Maschinen nothwendig gemacht, die in Konstruktion und Ausführung zu den Musterleistungen der britischen Stahlindustrie gehören.

Glasgow.

Dr. Alexander Tille.



Neuseeland.*)

Die Brochure, die ich heute besprechen will, ist von jener Gruppe außerordentlich intelligenter, kenntnißreicher und rühriger Staatssozialisten herausgegeben, die man unter dem Namen der englischen Gesellschaft der Fabier kennt. Ich mache diesmal also eine Anleihe bei einem Gegner meiner eigenen freiheitlich-sozialistischen Bestrebungen. Ich genire mich aber gar nicht, Das zu thun, wo Etwas zu lernen ist.

Seit sieben Jahren wird die autonome englische Kolonie Neuseeland von einer sozialistischen Partei regirt, die sich theils aus sozialistisch gesinnten Bourgeois (in Wien würde man „Sozialpolitiker“ sagen), theils aus gewerkschaftlich organisierten Arbeitern zusammensetzt. Die vorliegende Schrift erwirbt sich nun das Verdienst, eine — wenn auch summarische — Darstellung der auf Neuseeland durchgeführten sozialistischen Reformen allgemein zugänglich zu machen. Die Schwäche dieser Darstellung liegt darin, daß der Verfasser die Dinge durch die Brille einer mindestens einseitigen Staatsgläubigkeit ansieht. Da sucht er zunächst *„tar zu mānā, oāg in māocnān vāonānāgāvānān“* der Staatssozialismus extrahiren müsse; denn in solchen Ländern sei der Staat allein befähigt, für die kulturellen Bedürfnisse der Ansiedler zu sorgen. Der Staat allein habe Kredit genug, um Geld von europäischen Riesenkapitalisten geliehen zu bekommen, — und ohne diese Philantropen aus Geschäftssinn geht es natürlich nicht. Folglich muß es der Staat sein, der Schulen errichtet, Straßen, Telegraphen, Eisenbahnen baut. Allerdings, fährt unser Autor fort, „es würde leicht sein, auf Ausnahmen hin-

*) Fabian Tract No. 74. The State and its Functions in New Zealand. Published by the Fabian Society. Price one penny.

zuweisen, von denen innerhalb des britischen Reiches die Canadian Pacific Railway wahrscheinlich die wichtigste sein dürfte.“ Eine niedliche „Ausnahme“, wenn man sich die gigantischen Länderstrecken vergegenwärtigt, die jene Privatbahn durchquert. Doch ich will gerecht sein und dem Autor danken, daß er gewissenhaft genug war, diese „Ausnahme“ anzuführen. Ein paar Zeilen weiter heißt es: „Der philosophische Anarchismus hat nichts Verlockendes für den arbeitenden Ansiedler . . . Das anarchifische Ideal, wie es auf dem Internationalen Arbeiterkongreß in Queens Hall, Langham Place zum Ausdruck gebracht wurde, nämlich: ‚Jedermann thun zu lassen, was ihm Recht dünkt‘, findet keinen Beifall bei dem praktischen Pionier. Für ihn würde Das bedeuten, daß sein Vieh gestohlen oder verfeuert wird, seine Hecken niedergerissen werden, daß Straßen und Brücken ungebaut und die Kinder ohne Unterricht bleiben.“ Die Befangenheit des Autors, der die wunderbare Kraft der freiwilligen Assoziation fast gänzlich zu übersehen scheint, könnte gar nicht besser illustriert werden als durch diese Worte. Wenn es die Ansiedler „Recht dünkt“, ihre Kinder zu unterrichten, so können sie Das am Ende auch selbst besorgen; falls sie aber professionelle Lehrer wünschen, so ist es zur Befolgung dieser Lehrer wahrhaftig nicht unentbehrlich, daß der Staat intervenirt und dem londoner Rothschild ein paar Dupend Millionen aus der Tasche ligelt. „Das Dorfschulmeisterlein“ ist bekanntlich just keine Millionen freßende Menschenpezies; sogar der Gymnasialprofessor nicht. Auch für den gelehrtesten Mann sind Brot und Obst, Milch und Eier, Butter und Käse, Braten und Schinken entschieden verdaulicher als blankes hartes Metallgeld; also könnte die Entlohnung der Lehrer in Kolonialgebieten, die arm an geprägtem Gold und Silber, aber reich an landwirtschaftlichen Produkten sind, recht wohl zum großen Theil in den heimischen Naturalien erfolgen. Was aber die vermeintliche Nothwendigkeit polizeilichen Schutzes für das bäuerliche Eigenthum anlangt, so vergleiche man die folgende Stelle aus dem Bericht des Dr. Giovanni Rossi*) über die Zustände in den landwirtschaftlichen Gebieten des südbrazilianischen Staates Paraná: „Die Aufzucht und die Züchtung des Viehes kostet hier sozusagen nichts und ergiebt eine verhältnismäßig hohe Rente. Ogado, so heißt hier die Viehheerde, hat absolutes Weiderecht auf sämmtlichem öffentlichen und privaten Eigenthum, im Walde, im Wiesland, in den Pflanzungen, selbst in den Gärten, wenn diese Orte nicht durch eine starke, hohe, passende Umzäunung abgesperrt sind. Und dieses Weideland ist unentgeltlich; denn Jeder läßt sein Vieh auf des Anderen Eigenthum sich ergehen, wie er selbst auch des Anderen Vieh auf seinem Eigenthum weiden läßt. Das Beschälten, das Kalben, die Aufzucht vollziehen sich in voller Freiheit; das Kalb wird an einem Ohr gezeichnet, und wenn es heranwachsen ist, empfängt es auf der Keule ein Brandzeichen, das seinen Herrn anzeigt. Dieses Vieh entfernt sich nicht weit von der Gegend, wo es geboren ist, und sammelt sich alle vierzehn Tage oder allmonatlich um das Haus des Herrn, um etwas Salz zu erhalten. Manchmal geht ein solches Thier auf ein halbes oder auch ganzes Jahr verloren, aber dann wird es gewöhnlich wiedergefunden; denn in Brasilien kommt Diebstahl, besonders Viehdiebstahl, äußerst selten vor und der Züchter sucht zu Pferde mit Hilfe eines Hundes oder der Fingerzeige seiner Kollegen die Spur des verlorenen Thieres, wirft dem Durchbrenner einen

*) Utopie und Experiment, Zürich 1897, Verlag von A. Sanftleben.

Vaſſo über den Kopf oder treibt ihn ſonſt nach Hauſe, wo er ihn auf einige Tage in eine Umzäunung ſperrt und ihm Salz zu lecken giebt, damit er den Ort lieb gewinnt.“ In der Zeit, auf die Koffis Schilderung ſich bezieht, gab es in den neubesiedelten Gebieten im weſtlichen Paraná thatſächlich keine Polizei. Dieſes löbliche Inſtitut iſt alſo doch wohl nicht ſo ganz unerſetzlich, wie die klugen, aber ein Biſchen weltfremden Statiſtiker der Fabian Society meinen.

Doch zur Sache. Neuſeeland, ſo erzählt unſer Gewährsmann, iſt erſt auf dem Wege zum konſequenten Kollektiviſmus; es iſt von ihm zur Zeit noch weiter entfernt als von der typiſchen kapitaliſtiſchen Geſellſchaft. „Der Staat handelt auf dem Markt, aber nur als der bedeutendſte unter mehreren Konkurrenten. Er iſt nur der reichſte Grundherr, nicht der alleinige Landeigentümer; der wichtigſte Arbeitgeber, aber nicht der Arbeitgeber auch nur der Mehrheit der Arbeiter im Lande. Er iſt nur die erfolgreichſte unter einem halben Duzend Lebensverſicherungsgenereen, die innerhalb ſeines Gebietes thätig ſind. Er unterrichtet neun Zehntel der Kinder, aber die Eltern des übrigen Zehntels machen von dem Recht, das Allen zuſteht, Gebrauch, private Lehrer vorzuziehen. Der Staat als Trustee (freiwillig erwählter Kurator) verwaltet Eigentum im Werthe von 1800000 Pfund Sterling, aber private Trustees, Teſtamentsvollſtrecker, Verwalter und Kuratoren verwalten noch viel größere Summen. Ein Gebiet hat die Regierung ganz für ſich: ſie leitet nicht nur die Poſt, ſondern auch den Telegraphen- und Telephonienſt. Aber obwohl ſie nahezu alle Eiſenbahnen beſitzt, muß ſie doch mit privaten Transportunternehmern konkurrieren, zu Lande und zu Waſſer.“ Dabei hat Neuſeeland, bei einer Bevölkerung von beiläufig drei- viertel Millionen Einwohnern, eine Staatſchuld von 40 Millionen Pfund Sterling. Doch ſind die ſtaatlichen Eiſenbahnen, Telegraphen und Telephone allein ſchon zwanzig Millionen werth; auch ſtammt die Schuldenlaſt aus alter Zeit, wo man noch gegen die Stämme der Nordiſel koſtspielige Kriege zu führen hatte, nach deren Beendigung der Staat den Eingeborenen weite Landgebiete abkaufte, ſie mit Verkehrswegeu ausſtattete und mit importirten weißen Anſiedlern bevölkerte.

Will man die public works policy, Das heißt: die ſyſtematiſche Ausdehnung der öffentlichen Arbeiten, ſchon als Staatsſozialiſmus bezeichnen (in dieſem Sinne iſt das Wort allerdings mit Staatskapitaliſmus vertauſchbar), dann datiren die Anfänge dieſes Staatsſozialiſmus auf Neuſeeland 27 Jahre zurück. Die Bourgeoiſie war es, die dieſe public works policy befürwortete, durchſetzte und nach Möglichteit ausbeutete. Darum wagte ſich die Reformluſt auch nur ſo ſpät und zögernd an das feſteſte Bollwerk des privaten Monopolbeſitzes heran: an das Monopol-eigentum Einzelner an Grund und Boden. Selbſt auf den neuzubesiedelnden Gebieten wurde das Latifundienweſen und die Verſchuldung der Bauern ſo zuſagen geächtet. „Eiſenbahnen, Landſtraßen und Telegraphen machten tiefige Strecken über Lande bewohnbar. In großen Schaaren wurden Anſiedler importirt, Andere kamen auf eigene Rechnung nach der Kolonie. Aber wenig oder nichts wurde verſucht, um die Anſiedler und das Land zuſammenzubringen. Der Werth des Bodens ſieng ſprungweiſe, die Anſiedler konnte man einſtweilen als Lohnarbeiter brauchen. Das Land wurde nach rechts und links an den erſten beſten Gutsbeſitzer oder Spekulantem losgeſchlagen, der es kaufen wollte.“ Das Reſultat war danach. Erſt der ſteigende

Einfluß der entschiedenen Sozialisten schuf hier Wandel. Ein Käufer durfte nur noch ein Gebiet vom Staate erwerben. Ferner wurde nicht bloß dem Pächter, sondern auch dem Käufer von Staatsland die strenge Pflicht auferlegt, auf seinem Grundstück zu wohnen, es urbar zu machen und zu bebauen; Niemand konnte mehr einen definitiven Besitztitel erlangen, bevor er sich als wirklichen Ansiedler erwiesen hatte. 1892, also im zweiten Jahr der sozialistischen Regierung, wurde dann die Einrichtung der „immerwährenden Pacht“ (Perpetual Lease) geschaffen. Der Pächter erwirbt das Grundstück auf 999 Jahre, gegen einen festen Zins von vier Prozent des anfänglichen Wertes, aber unter der Voraussetzung, daß er es selbst bewohnt und bebaut. Die Pacht kann vererbt oder übertragen werden, aber wieder nur an Solche, die das Land selbst bewohnen und bebauen. Niemand, der schon eine Grundfläche von bestimmter Ausdehnung besitzt, kann mittelbar oder unmittelbar eins jener Pachtlose erwerben.

In beschränkterem Umfange wird das System der village settlements (Dorfsiedelungen) angewendet. „Ein Stück Staatsland wird in Parzellen von zwanzig bis fünfzig Aekern getheilt. Den Bauern, die sich darauf ansiedeln, leiht der Staatsschatz kleine Summen zu fünf Prozent, um Saatgut, Gerath, Baumaterial u. s. w. zu kaufen; als Sicherheit für das Darlehn dienen die auf den Parzellen zu schaffenden Ameliorationen. Sie erhalten das Land zu immerwährender Pacht, doch ist die Höhe des Pachtzinses gewöhnlich periodischer Revision unterworfen. Jetzt beträgt der Pachtzins vier Prozent vom Werth ihrer Grundstücke, als Weideland berechnet. Die meisten Dorfsiedler theilen ihre Zeit zwischen dem Umbau ihres Landes und der Lohnarbeit als Schaffherer, Schnitter oder Tagelöhner.“ Wie man sieht, hat man es hier mit der künstlichen Schaffung eines im Interesse der Gutsbesitzer an die Scholle gebundenen Proletariates zu thun.

„Ein anderes Experiment ist die Staatsfarm. Auf einem fruchtbaren Gebiet von 800 Aekern Waldland wurde eine Anzahl bedürftiger, aber anständiger Arbeiter angesiedelt, um zum Urbarmachen und zum Ackerbau verwendet zu werden. Die Farm gehört der Regierung und wird von ihr so ziemlich in der selben Weise verwaltet, wie es mit privaten Landgütern geschieht, doch mit der vorwiegenden Absicht, möglichst viele Arbeiter zu beschäftigen, ohne direkt mit Verlust zu wirtschaften. Die Löhne sind niedriger als landesüblich; sie wechseln von 1 Pfund 1 Schilling bis 1 Pfund 13 Schilling per Woche, je nach der Tüchtigkeit; aber billige Miethe und andere Vortheile gleichen den Unterschied wieder aus und es fehlt nie an Bewerbern um Stellen auf der Farm . . .“ Das soll wohl heißen: der sozialistische Staat tritt als ländlicher Arbeitgeber auf und drückt die Löhne.

Die privaten Grundbesitzer haben eine progressive Grundsteuer zu entrichten, und zwar nur, wenn der Werth des als Weideland berechneten Landes — die einzige Grundlage der Besteuerung — 500 Pfund übersteigt. Von da an steigt die Steuer stufenweise von einem Penny bis zu drei Pence per Pfund, also von jährlich $\frac{1}{200}$ bis zu jährlich $\frac{1}{100}$ des Bodenwertes. Außerdem aber zahlen etwa vorhandene Hypothekargläubiger jährlich einen Penny per Pfund der Hypothek. Das Grundeigenthum ist frei von der Einkommensteuer; auch diese ist progressiv, übrigens sechsmal höher als die Grundsteuer. Aktiengesellschaften zahlen unterschiedlos den höchsten Satz. Die Entlastung der kleinen Leute von Grund- und Einkommensteuer wird durch hohe Einfuhrzölle weitgemacht.

Im Jahre 1894 gelangte nach harten Kämpfen ein Gesetz zur Annahme, das dem Staat ein Recht zum Ankauf von Ländereien einräumt; bisher hat aber der Staat dieses Recht nur in einem einzigen Fall ausgeübt. Von dieser einen Ausnahme abgesehen, wurden die etwa 170000 Acker vom Staat angekaufter und parzellirter Privatländereien sämmtlich von den Besitzern freiwillig zum Kauf angeboten oder die Besitzer, die wohl die ihnen auferlegte Grundsteuer zu hoch fanden, machten von ihrem gesetzlichen Recht Gebrauch, den Staat zum Ankauf zu zwingen. Auf einem so erworbenen Latifundium von 84000 Ackern wurde eine gegen 900 Seelen starke Bevölkerung von Staatspächtern angesiedelt. Also ein Pendant zum Wirken der Ansiedlungskommission in Preussisch-Polen.

Mit großem Eifer widmet sich die neuseeländische Demokratie dem Erziehungswesen. Ein Fünftel der Gesamtbevölkerung von Neuseeland besucht Schulen oder Lehranstalten; davon kommen neun Zehntel auf die staatlichen Anstalten, aber nur ein Dreißigstel auf höhere als Elementarschulen. Der staatliche Volksschulunterricht ist weltlich, doch ist den Geistlichen das Ertheilen von Religionstunden im Schulgebäude außerhalb der Schulzeit gestattet; der literarische Unterricht soll vorzüglich sein, schlecht aber der gewerbliche Unterricht. Die Mittelschulen scheinen vernachlässigt zu sein; dagegen wird die Universität, die Reichen und Armen, Männern und Frauen zugänglich ist, als vorzüglich gerühmt. Der Staat verwendet auf das Schulwesen ein Zehntel seiner Einkünfte; unser Gewährsmann hebt hervor, daß all diese Wohlthaten unentgeltlich sind (die Schulbücher müssen übrigens von den Eltern beschafft werden) und daß es keine Steuer giebt, die unter dem offiziellen Namen Schulsteuer (Education Rate) erhoben würde. Selbstverständlich ist diese Unentgeltlichkeit nur eine formelle und scheinbare, so lange die Schulen staatlich sind, also ihre Unterhaltskosten als Entschuldigung für die Höhe der staatlichen Steuern und Zölle herhalten müssen.

Den bitteren Klagen der Farmer über den hohen Zinsfuß suchte der Staat im Jahre 1894 dadurch zu begegnen, daß er in London eine Anleihe von 1½ Millionen Pfund zu 3¼ Prozent aufnahm. Aus diesen Fonds werden nun den Farmern Hypothekendarlehen gewährt, gegen fünf Prozent Zins und mindestens ein Prozent jährlicher Amortisationsquote. Dieses System, meint der Verfasser, habe den Zinsfuß im Lande herabgesetzt und manche Noth gemildert. Mag sein; nach einer weitaus segensreicheren Methode verfährt aber jedenfalls die nordamerikanische Labour Exchange Association, die auf dem Wege der Selbsthilfe den Tribut der Arbeitenden an die Monopolbesitzer des Metallgeldes dadurch ausschaltet, daß sie mit Hilfe von Arbeitsscheinen den direkten Austausch von Arbeitsleistungen und Arbeitsprodukten organisiert.

In etwas summarischer Weise berichtet der Verfasser über die Arbeiterschutzgesetzgebung auf Neuseeland, die er übrigens als sehr ernsthaft und vorgeschritten rühmt. „Das Fabrikgesetz von Neuseeland erstreckt sich auf alle Betriebe, die kleinsten sowohl als die größten, und enthält eine Klausel, wonach von Heimarbeitern verfertigte Kleider mit einer entsprechenden Bezeichnung versehen werden müssen. Es rückt die untere Altersgrenze für Fabrikarbeiter auf vierzehn Jahre hinauf, verschmäht Kompromisse nach Art der Halbtagsarbeit, verlangt ein Schulbesuchszeugniß für Arbeiter unter fünfzehn, ein Zeugniß physischer Tauglichkeit für Arbeiter unter sechzehn Jahren, beschränkt die Arbeit-

zeit männlicher Personen unter achtzehn Jahren und aller weiblichen Personen auf achtundvierzig Stunden in der Woche, setzt sechs Pence für die Stunde als den Mindestlohn für Ueberstunden fest und normirt einen wöchentlichen Halbfeiertag ohne Lohnabzug. Das Kaufladengesetz von Neuseeland schließt die Läden in den Städten und Vorstädten, mit sehr spärlichen Ausnahmen, einmal in der Woche um ein Uhr nachmittags, beschränkt die Dienststunden und fordert in einem Paragraphen die Einrichtung von Sitzplätzen für die Ladenmädchen. Da ist ferner ein Gesetz gegen das Trucksystem und ein Gesetz, das die Unternehmer für den Arbeitern zustößende Unfälle haftbar macht; dieses Gesetz erlaubt dem Unternehmer weder, die Haftpflicht durch Spezialvertrag aufzuheben, noch, durch Vergeben der Arbeit an Zwischenmeister der Haftpflicht zu entklüpfen. Eine Klausel in dem Trucksystem-Gesetz, die sich auf Einzahlungen zu Versicherungszwecken bezieht, läßt allerdings die Möglichkeit von Mißbräuchen offen. Zwei Gesetze (1894 und 1895), Seewesen und Seeleute betreffend, enthalten Reformen, die sicher geeignet sind, das Herz eines Samuel Plimsoll*) zu erfreuen. Sie schützen nicht nur das Leben der Passagiere und die Waaren des Kaufmanns, sondern sie lassen sich auch herab, für den Handelschiff-Matrosen, diesen gepriesenen, aber nicht verzärtelten Mann, anständiges Quartier, pünktliche Lohnzahlung und mildere Strafen festzusetzen. Eins dieser Gesetze bestimmt, daß ein gewisser Prozentsatz der Besatzung jedes Schiffes aus gelehrten Seeleuten bestehen muß. Zwei Gesetze suchen die Löhne der von Zwischenmeistern beschäftigten Arbeiter zu sichern, ertheilen den Lohnarbeitern ein Prioritätsrecht auf alles vom Unternehmer an den Zwischenmeister gezahlte Geld, geben bei Bauten thätigen Arbeitern ein Pfandrecht auf die Bauten und zwingen den Unternehmer, mindestens ein Viertel der dem Zwischenmeister zugesagten Summe einen Monat lang nach Ausführung der Arbeit einzubehalten, wenn er nicht die Gewißheit erlangt hat, daß alle beteiligten Arbeiter voll ausbezahlt wurden. Die meisten dieser Gesetze werden von dem staatlichen Arbeitsministerium überwacht und durchgeführt."

Hier drängen sich zwei Fragen auf. Erstens: sind all diese schönen Gesetze denn wirklich lebendige Praxis oder stehen sie bloß auf dem Papier, ähnlich wie die kaiserlich russischen Arbeiterschutzgesetze, die sich auf dem Papier ja auch ganz hübsch ausnehmen? Zweitens: sind diese Gesetze wirkliche Neuschöpfungen der Regierung und des Parlamentes oder sind sie nur Kopfschüttelungen des von den Gewerkschaften durch Selbsthilfe Errungenen? Um hierüber Aufschluß zu geben, hätte der Verfasser dem selbstthätigen und eigenwilligen wirthschaftlichen Befreiungskampf der Arbeiterklasse mindestens eben so viel Raum gönnen müssen wie der gouvornementalen Volksbeglückung von oben. Die Fragen bleiben leider unbeantwortet. Doch hören wir weiter. „Mit besonderem Interesse werden wir die Wirkungen des Gesetzes von 1894 verfolgen, das das gewagte Experiment inaugurirt, den Gewerkschaften zu erlauben, sich als juristische Personen einzutragen zu lassen, die Prozesse anstrengen und gegen die Prozesse angestrengt werden können. Auf Grund dieses Gesetzes können künftig alle industriellen Streitigkeiten, in die Gewerkschaften verwickelt sind, zunächst vor die staatlichen Einigung-

*) Der eben gestorbene langjährige Obmann des englischen Seemannsverbandes, Vorkämpfer der Sozialreform im Seewesen, übrigens persönlich Kapitalist.


ämter gebracht werden, wenn diese den Fall nicht zu schlichten vermögen, vor ein Schiedsgericht, zusammengesetzt aus einem Richter des Obersten Gerichtshofes und je zwei Beisitzern, erwählt von der Gewerkschaftskommission (Labour Council) und den Kapitalisten. Dieses Schiedsgericht kann, wenn es Das für gut findet, die Vollstreckung seiner Entscheidungen behördlich erzwingbar machen. . . . Diesen Versuchen einer methodischen Bureaufkräftigung der Gewerkschaften steht der Verfasser selbst zweifelnd gegenüber. Mit Recht. Er dürfte sich sogar noch viel entschiedener ausdrücken. Kann die Verstaatlichung anders als erdönd auf soziale Organisationen wirken, deren Lebensblut die Selbsthilfe ist? Nun aber kommt ein Passus, an dem jedes Wort kostbar ist. „Der Erster wird es in Einklang mit dem früher Gesagten finden, daß die Regierung Neuseelands regelmäßig mehrere Tausende von Arbeitern besoldet, die bei Straßenbauten, Brückenbauten, Drainage-Anlagen und bei der Errichtung und Instandhaltung öffentlicher Gebäude beschäftigt sind. Um die Uebelstände sowohl der Vergabung an Unternehmer als auch des Tagelohnsystemes zu vermeiden, hat man die Arbeiter zu ihren eigenen Unternehmern gemacht. Das Unternehmen wird in kleine Sektionen getheilt, die Arbeiter gruppieren sich nach eigener Wahl in kleine Partien, jeder Partie wird eine Sektion zugewiesen, für einen gerechten, von den Regierung-Ingenieuren bestimmten Preis. Etwa nöthiges Material wird von der Regierung geliefert und der Steuerzahler entgeht so den Unterschlagungen und Verfälschungen, wie sie das frühere System der Vergabung an Unternehmer zur Folge hatte. Das praktische Resultat des neuen Systemes ist, daß, wo die Arbeiter auch nur halbwegs fleißig und tüchtig sind, sie gute, zuweilen ausgezeichnete Löhne erzielen. Sie sind in weitem Umfang ihre eigenen Arbeitgeber und schaffen, ohne von dem vom Unternehmer bestellten Aufseher getrieben zu werden. Sie werden nicht ausgemuntert, länger als acht Stunden täglich zu arbeiten, aber da ihr Lohn von ihrer Leistung abhängt, verträdeln sie diese acht Stunden nicht, und erweist sich innerhalb einer Gruppe ein Arbeiter als ein Bummler, so schaffen sich ihn seine Kollegen, die unter seiner Faulheit zu leiden haben, rasch vom Hals. Alles scheint dafür zu sprechen, daß dieses System eben so gesund wie volksthümlich ist.“ Hier hat also Lassalles Gedanke der Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe Fleisch und Blut angenommen, und zwar nicht etwa unter konservativen Stockrussen, wo der Staat ruhig die Vergabung öffentlicher Arbeiten an „Artels“ riskiren kann, weil den gottergebenen Mitglidern dieser Artels jedwede Klassenkampftendenz fernliegt, sondern in einem modernen Land mit modern-sozialistischen Bestrebungen. Diese, wenn auch modifizierte Verwirklichung läßt Lassalles Gedanken aber auch in voller Klarheit als Das erscheinen, was er gegenüber den marxistischen Staatsallmachtträumen bedeutet: als ein Kompromiß zwischen der staatlichen Centralgewalt und den autonomen Arbeiterorganisationen, ein Kompromiß zwischen Bevormundung und Selbstständigkeit, zwischen Knechtschaft und Freiheit . . . Wie werden sich die Dinge nun weiter entwickeln? Werden vielleicht diese autonomen Genossenschaften, die der Staat heute nur als vermeintlich harmlos begünstigt, mit der Zeit erstarren und lähn werden und schließlich die staatliche Bevormundung als überflüssige Schranke empfinden? Und was dann?

London.

Dr. Sabislaus Gumprowicz.



Mars Cultor.

s war ein Traum. Doch hat es mich gepackt,
Als wär' es wahr und Wirklichkeit gewesen.

Ein breites Thal verlör sich in der ferne,
Von sanften Höhen freundlich eingerahmt,
Darauf sich Dörfer viel und Städte dehnten,
Mit Feldern, Wiesen, Wäldern untermischt.
Doch öde war das Thal, so weit ich sah:
Ein grüner, nasser, schauerlicher Sumpf.

Frühmorgens wars, die Sonne stieg herauf,
Die Nebel wallten lang und weich davon, —
Und alsobald begann es sich zu regen
In allen Orten, rasch belebten sich
Die Fluren und das Tagewerk begann.

Da klang Musik, Trompeten und Posaunen,
Mit lautem Schall zur Rechten von der Höh', —
Und schnell verwandelt war das frohe Bild:
Die Felder wurden leer, in wilder Eile
Kief Alles heim, Geschrei erscholl und Jammer
Von Kindern, Frauen, Greisen rings herab
Und aus dem Wirrwarr löste sich ein Zug,
Aus jedem Ort ein Zug von Männern los,
So rechts wie links, sich mehr und mehr vereinend,
Bis beiderseits, schier endlos ausgedehnt,
In breiten Schaaren sie herniederwallten.

Indessen mich dies Bild gefangen hielt,
War dicht zu mir heran, auf einen Hügel,
Der trocken aus dem Sumpfe sich erhob,
Ein Reiterschwarm gesprengt und nach ihm Wagen,
Auf denen wunderbar Geräth gethürmt.
Die Reiter sprangen ab, Befehle hallten, —
Und wie durch Zauberhand war auf dem Hügel
Ein reiches Zelt erbaut, der Boden rings
Mit Teppichen bedeckt, drauf goldne Stühle
Und Tische standen, köstlich hergerichtet,
Und zum Gelag nahm die Gesellschaft Platz:
An ihrer Spitze, feierlich verehet,
Mit stolzem Blick ein königlicher Mann.
Jedoch am Fuß des Hügels, rechts und links,
Da, wo der Sumpf begann, errichteten
Geschäft'ge Männer sonderbare Brücken,
Recht in den Sumpf hinein zu beiden Seiten,
Mit Balkenthürmen, Ketten und Gewichten,

Ein mannichfaltig räthselhaftes Werk.

Ich aber stand versunken in den Anblick
Der Pracht und dieses wunderlichen Thuns.

Da dröhnten Tritte, rings erzitterte
Der schwanke Grund: zu beiden Seiten war
Das Männerheer ins Thal herabgekommen.
Und jedesmal, sobald ein neuer Zug
Dem Hügel nahte, drauf das Zelt errichtet,
Erklang „Hurrah!“ und „Heil!“ aus tausend Kehlen.
Der König aber, der im Zelte saß,
Nahm huldvoll winkend ihren Gruß entgegen
Und sah herab mit gnädig mildem Ernst.

In Reih und Glied vertheilten sich die Schaaren, —
Doch kaum vertraut' ich meinen Augen jezt,
Als Mann für Mann sich schnell entkleidete
Und dann zurück in Reih und Glied begab.
So standen sie in heller Morgensonne,
Unzähl'ge nackte Männerleiber, da
In Herrlichkeit der jugendlichen Kraft.

Jezt regte sichs im Zelt. Der König deckte
Mit goldner Krone sich das stolze Haupt
Und trat hervor, das Szepter hoch erhebend.
„Ihr Männer“, sprach er, „königliche Huld
Giebt Euch den Dank des Vaterlandes kund.
Mit großem Volk hat mich der Herr gesegnet,
Doch allzu eng schon ward es auf den Höhen:
Der Boden nährt mein großes Volk nicht mehr.
Drum rief ich Euch. Seht dieses Thales Sumpf:
Ihn gilt es jezt in Acker zu verwandeln,
Um neues Land zu schaffen meinem Volke,
Damit es auf Jahrhunderte hinaus
Sich fleißig nähren könne und vermehren.
Schwer ist das Werk, der Opfer heischt es viel,
Doch Noth gebent: so müssen wirs vollbringen.
Ein Damm quer durch das Thal, auf Pfähle fest
Segründet, ist zuerst erforderlich,
Um dann des weiten Hinterlandes Sümpfe
Durch weise Anstalt gründlich zu entwässern.
Drum rief ich Euch kraft königlichen Amts
Und fordre strengstens pünktlichen Gehorsam.
Wer ihn verweigert, stirbt von Henkershand
Schimpflichsten Tod! Doch wer freiwillig leistet,
Was ich begehre, Dem wird höchster Ruhm
Und Preis zu Theil: sües Vaterland zu sterben
Zu großem Zweck, ist schönster Manneslohn.“

So sprach der König. Und es horchten stumm

Die Männer rings, in heller Morgensonne
Und Herrlichkeit der jugendlichen Kraft.

Doch aus des Königs Rathse, aus dem Zelt,
Trat Einer nun zu jeder Schaar heran.
Sie musterten die Reihen, schieden aus
Und theilten sie nach Kraft und Größe ein:
Der Schwachen aber war der mindre Theil.
Und auf ein Zeichen, daß ihr Amt beendet,
Erhob ein Herold sich, trat hin und rief:
„Der Herr und König spricht zu Euch durch mich!
Ihr, die Ihr schwach und klein erfunden wurdet,
Nehmt Eure Kleider, kehrt zu Eurem Heim,
Bebaut das Feld und mehrt des Volkes Zahl.
Ihr aber, die Ihr stark und groß erkannt,
Ihr seid erwählt, das hehre Werk zu thun:
Des Vaterlandes Wohl heißt Euer Leben.“

Entsetzen griff mich und ich starrte hin,
Da, wo der König saß in seinem Zelt:
Unmöglich schiens, daß Dies sein Wille sei, —
Und doch: er nickte nur mit ernster Stirn.
Da ward mir wirt im Sinn, ich sah nicht mehr,
Was nun geschah, umnachtet ward mein Geist.

Doch als mir die Bestimmung wiederkehrte,
Von fern her erst vernahm ich dumpfen Schall,
Ein Krachen, Nechzen, regelmäßig schnell
Sich wiederholend, und es klang dazu
Musik in kräftig schauerlichem Takt.
Die Augen riß ich auf, — und jäh versteinen
Fühlt' ich mein Fleisch und Blut bei diesem Anblick.

Die nackten Männer sah ich — oder sah
Ichs nicht? Wars nur ein Traum und Trug? — ich sah
Sie nach einander auf die Brücken treten,
Die von dem Hügel in den Sumpf gebaut,
Und wenn sie standen, aufrecht ganz und steif,
Fiel rasselnd ein Gewicht auf ihren Kopf
Und hob sich wieder auf an seiner Kette
Und fiel und fiel von Neuem auf den Kopf,
Ihn niederstampfend, bis der weiße Leis
Tief in den Sumpf gepfählt und ganz verschwunden.

Da schrie ich auf — — : Der Vollmond schien herein
Durch dunkler Wolken goldumsäumt Gethürme
Und weiße Nebel wallten überm Meer.
Die Woge sang ihr stumpfes, dumpfes Lied
Und weiße Möven standen auf den Klippen.



Bulgarien.

Nur wenige Leute glauben, unsere Banken lebten überhaupt nur noch für die einheimische Industrie, die eben wieder durch die Aufträge der preussischen Staatsbahnen erquickt worden ist. Inzwischen durchreisen aber Unterhändler und Aufsichtsräthe selbst kleinerer berliner Institute allerlei interessante Länder, auf deren Finanzgeschäfte ihre offiziellen oder geheimen Verbündeten sie rechtzeitig aufmerksam gemacht haben. Seit die Mittelbanken so viel Geld besitzen wie einst nur die Diskontogesellschaft oder die Darmstädter Bank, spielt der Rang des Darlehens keine Rolle mehr, denn die Summen, die man im Durchschnitt exotischen Staaten kreditirt, sind immer aufzubringen. Besonders eifrig werden jetzt die Residuen der Balkanhalbinsel besudt, wo es dann in den Gasthöfen manchmal recht überraschende Begegnungen giebt.

Ueber die Finanzverhandlungen, an denen Bulgarien betheiligt ist, hörte man bei uns nichts, bis der Abschluß eines Klassenlotterie-Vertrages lehrte, mit welchen Mitteln Sofia modernisirt werden soll. In der Presse las man, die Finanzverhältnisse der bulgarischen Hauptstadt seien zerrüttet. Das ist falsch; Sofia will nur großstädtische Einrichtungen, wie Kanalisation, Elektrizität, Schlachthäuser u. s. w., einführen und deshalb ist die fürsliche Regierung auf den originellen Einfall gekommen, eine Landeslotterie zu schaffen, deren jährlicher Pachtertrag von 600 000 Francs bis zum Jahre 1918 der Hauptstadt überwiesen werden soll. Falsch war auch die nach der etwas überraschenden Meldung von der neuen Kapitalserhöhung der Breslauer Diskontobank entstandene Nachricht, diese Bank sei bei dem bulgarischen Lotteriegeschäft betheiligt, während wir es da mit dem selben Syndikat zu thun haben, das in Ungarn so erfolgreich war, nach Breslau also höchstens eine der vielen Unterbetheiligungen abgegeben worden sein kann. Die Unterhändler sollen, als sie in Sofia eintrofen, recht pessimistisch gestimmt gewesen sein; denn bei einem Grundkapital von $2\frac{1}{2}$ Millionen sollte die neue Gesellschaft $1\frac{1}{2}$ Millionen als Depot bei der Regierung hinterlegen, die dafür unbedingt bürgen wollte. (Haupttreffer: 500 000 Bel.) Im Lauf der Verhandlungen scheint aber der Muth zum Abschluß gewachsen zu sein. Das wäre für Bulgariens Stellung auf dem Anleihemarkt wichtig, denn so günstige Daten würden auch auf unsere Finanzkreise wirken. Einstweilen werden kluge Leute wohl noch ihr eigenes Geld dorthin geben, da die bulgarische Nationalbank bei Depositen auf fünfjährige Termine 7 Prozent vergütet; sie selbst wird mindestens 10 Prozent verdienen. Die europäischen Bankiers können also einen größeren Anleihestil abwarten, wie er erst beliebt zu werden pflegt, wenn der Zinsfuß so niedrig ist, daß man auch breiteren Kapitalistenkreisen Etwas gönnen kann.

Die bulgarische Nationalbank, ein Regierungsinstitut, ist wohl die einzige der Welt, die ihren Notenumlauf doppelt durch Gold gedeckt hat. Freilich werden kaum mehr als vier Millionen Bel (= Francs) in Circulation sein. Die Bank wurde, nicht lange nach dem Frieden von San Stefano, zunächst mit zwei Millionen gegründet; aber schon im Jahre 1885 entwickelte sie sich kräftiger und erhöhte ihr Kapital auf zehn Millionen. Die selbe Bank, die natürlich mehrere Filialen hat, betreibt auch das Bodenkreditgeschäft und hat für etwa zwanzig Millionen Pfandbriefe laufen, unter Staatsgarantie, denen für ungefähr dreißig Millionen wirkliche hypothekarische Beleihungen gegenüberstehen. Wenn diese Be-

Leihungen einer soliden Schätzung nicht entsprächen, würde die Regierung nicht nur bei den Pfandbriefen, sondern auch bei den Hypothekengeldern der Bank selbst viel riskiren, die doch Staatsinstitut ist. Außerdem ist noch die Filiale der Ottomanbank zu erwähnen, die aber ihre Thätigkeit in Bulgarien bald aufgeben soll, und ein kleineres russisches Institut, das einmal Schatzbonds übernommen hatte; in den Hafenstädten giebt es außerdem noch Lokalbanken. Wie optimistisch im Lande die Stimmung ist, sieht man schon daraus, daß bei der Beurtheilung der wirtschaftlichen Ausichten nicht von einer Bevölkerung von 3½ Millionen, sondern von 7 Millionen gesprochen wird; die andere Hälfte wohnt nämlich in der Türkei und man nimmt ohne Weiteres ein landsmannschaftliches Zusammengehen auch im Handel an. Ein Vortheil ist, daß die Zahlungen im gewöhnlichen Verkehr fast stets in Napoleons geleistet werden.

Sofia, das jetzt mit Treidhausgeschwindigkeit zur Weltstadt gemacht werden soll, hat 60 000 Einwohner. Es liegt nicht in einer dicht bevölkerten Gegend; und die Leute, die nun die elektrischen Bahnen übernehmen, wird der vierzigjährige Vertrag allein gewiß nicht reizen. Immerhin wird unsere Industrie auch dort unten in einen lohnenden Wettbewerb treten; noch haben die bulgarischen Verwaltungen den üblen Ruf der Serben und Rumänen nicht verdient. Die Summe von 600 000 Lei aus der Lotterieverpachtung wäre übrigens zu erhöhen, wenn der Absatz der Loose stiege. Dabei denkt die Stadt noch an die Einführung lokaler Steuern. Die Preise sind schon gestiegen, elegante Säden kosten bis zu 10 000 Lei Miethe und ein Hotel mit 40 Zimmern hat bereits eine Pacht von 32 000 Lei zu zahlen. Die Details der neuen Klassenlotterie sind in mehr als einer Hinsicht für südböslische Verhältnisse charakteristisch. Geplant und, wie es heißt, zum größten Theil abgesetzt sind 50 000 Loose im halben Jahr, eingetheilt in sechs Klassen. Serbien mit zwei Millionen Einwohnern giebt nur 35 000 Loose aus. Deutsche und ungarische Kollekteure waren die ersten Abnehmer; auf Bulgarien allein konnte eine solche Menge natürlich nicht berechnet sein. Bisher wurden dort serbische, mecklenburgische und hamburgische Loose gespielt. Das wurde in diesem Jahr den geduldigen Bulgaren bei Gefängnißstrafe verboten. Einen großen Absatz hofft die neue Lotteriegesellschaft in Rußland, Rumänien und der Türkei zu finden. Nur Wenige wissen bei uns wohl, daß die deutschen Kollekteure in Konstantinopel die meisten Kunden haben.

Ueber die Art, wie die Loose in Bulgarien vertrieben werden, könnte man sich vielleicht wundern, wenn nicht eine ähnliche Vielseitigkeit auch in Ungarn herrschte. Die Banken und Sparkassen werden nämlich ihre Kundschaft auch mit Loosen bedienen, wie es im Magyarenland alle großen und kleinen Banken und die Wechselstuben thun. Nur die Ungarische Kreditbank, die alte Bundesgenossin der Oesterreichischen Kreditanstalt, verzichtet auf diese Thätigkeit. Die Sparkassen sind in Ungarn Aktiengesellschaften, deren große Rührigkeit von der Regierung eifrig unterstützt wird. Da giebt es Gesellschaften mit nur 200 000 Gulden Kapital, die 30 bis 40 Prozent Dividende verteilen, weil die Einlagen oft bis zu 5 Millionen Gulden steigen. Sogar die Hausfrauen pflegen dort ihre Wochengehälter auf die Sparkasse zu tragen und bei Bedarf das Nöthige zu holen. Dabei giebt es schon 4 Prozent Zinsen, die immerhin mitzunehmen sind. Wie unerschütterlich die Sicherheit ist, die diese Sparkassen bei der Benutzung der ihnen anvertrauten

Gelder gewähren, läßt sich nicht leicht übersehen; jedenfalls gehören Wechsel und Hypotheken dazu. Ungarn mit seiner Raftlosigkeit scheint Bulgarien als Vorbild zu dienen. Auch dort werden die Banken, die Sparkassen und die Versicherungsgesellschaften kollektiv gehalten. Es heißt sogar, auch die caisses agricoles würden sich nicht auflösen. Sie, deren Gründung noch aus den sechziger Jahren von Midhat Pascha herrührt und deren Thätigkeit sich über das ganze Land erstreckt, sind seit dem Jahr 1895 reorganisiert worden; aber in den 34 Paragraphen des neuen Gesetzes steht nicht eine Silbe von einer Lotterie. Es sind Vorschüssen, die gegen Bürgschaften und Hypotheken Geld verleihen, und zwar ausschließlich an Bauern. Dem Handel und der Industrie leihen diese Kassen nur für Rechnung der Bulgarischen Nationalbank. Ihre Mittel bestehen vor Allem aus Regierung- und Gerichtsdepots und aus Waisengeldern; die letzte Anleihe von 30 Millionen war nur für sie bestimmt. Diese Kassen helfen einander aus; und wenn diese Hilfe nicht genügt, können sie mit Genehmigung der Regierung ihr ganzes Portefeuille bei der Nationalbank in Diskont geben. Das kommt aber hoffentlich nie vor. Wie man sich nun diese wichtigen Institute, die oft sogar die landwirthschaftlichen Maschinen für die Bauern ankaufen, als Lotteriekollekten denken soll, ist von fern schwer zu errathen. Die Leute, die Geld brauchen, können doch nicht gut ermutigt werden, von dem eben gegen Unterpand Erhaltenen Einiges wieder der launischen Fortuna zu opfern; und die Anderen, die ihre Ersparnisse hinbringen, wollen Zinsen ziehen, aber nicht spielen. Wahrscheinlich sollen nur einmal vorhandene Verkehrszentren nutzbar gemacht werden, die für ein der Kultur erst zu erschließendes Land besonders werthvoll sind.

Erfreulich ist, daß Bulgariens Schulden überwiegend zu produktiven Zwecken, besonders für Eisenbahnen, aufgenommen werden. Die Eisenbahnfrage wird immer wichtiger, je mehr das Fürstenthum sich von dem System der türkischen Bahnen zu emanzipiren und den eigenen Export zu fördern sucht. Hier ist auch der Punkt, wo die Bemühungen der bekanntlich in der Türkei stark interessirten Deutschen Bank einsetzen. Man meint, diese Bank wolle auch bulgarische Finanzgeschäfte machen, nachdem die Nationalbank für Deutschland einmal vorangegangen ist. Vielleicht deshalb wird Bulgarien mit einer Art von Geheimmittel gepeinigt, das gleichzeitig in Paris als die beste PreSSION angewandt wird; man verhindert nämlich sehr schlau eine offizielle Kurstimme für gewisse Anleihen. An der Seine sitzt ein Bauunternehmer, der angeblich sieben Millionen von Bulgarien zu fordern hat und seine Wünsche energisch durchzusetzen sucht. In Wirklichkeit war der in Betracht kommende Eisenbahnbau von einem in Sofia lebenden Geschäftsmann (einem Bulgaren) unternommen worden, der sich den Franzosen erst später zum Sojus nahm, wahrscheinlich, um in Paris mächtige Freunde, vielleicht gar die Hilfe der Regierung zu gewinnen. Es giebt ja kaum ein halbkultivirtes Land, wo nicht mit Hilfe des diplomatischen Vertreters irgend ein französischer Ingenieur sehr große Bauaufträge erhalten konnte; diese Bauten kosteten dann zwar riesige Summen, aber dafür gingen sie auch weit über ihren eigentlichen Zweck hinaus.

Bulgarien braucht noch immer neue Baarmittel, denn der Entwicklungsdrang des Landes ist groß. Deshalb wird unsere Industrie und also wohl auch unsere Bankwelt sich noch vielfach mit diesem Land zu beschäftigen haben.

Pluto.



Theater.

Fräulein Adele Sandrock, die oft gepriesene Heldin des Burgtheaters, ist an ein paar Abenden in dem Charlottenburger Unheilshause, das ein Jahr lang den großen Namen Goethes entweichte, als Gastspielerin aufgetreten. Wir brachten die Abende eine Enttäuschung, aber eine von der angenehmen, seltenen Art; ich hatte moderne Nachgegriffen, Dufemanieren und Virtuosenpässe aus der Natürlichkeitsschule, in der dreistes Selbstvertrauen schnell zur Meisterschaft führt, und fand ein starkes Theater temperament, eine kerngesunde, nicht vom Schnärleib modischer Theorien verunstaltete Persönlichkeit, die sich giebt, wie sie ist, und eine robuste, manchmal ein Bißchen schwerfällige Einfachheit. Die frommen Kinderaugen, mit denen der Albertwandler Hermann Vahr seinen Liebling aus dem Jahre 1893 — oder wars 95? Seine Lieblinge lösen einander gar so rasch ab! — geschmückt hat, erblickte ich nicht, sondern sehr erfahrene Frauenaugen, die sich müde gestaut und längst über irdische Erscheinungen das Wundern verlernt haben, Augen, wie sie nicht Grillparzers Hero, sondern Ibsens Rebecca hat. Darunter ein etwas weibliches Gesicht mit weiten Flächen und einem nicht kleinen Munde, der sich der Pflicht, der Sinnesfreude als Wärmeleiter zu dienen, nicht zimperlich ver sagt zu haben scheint. Ueber den Umfang ihres Talent es kann ich nicht urtheilen; die Rollenwahl war durch die Kämmerlichkeit des Charlottenburger Personals beschränkt, auch sah und sah ich nicht gut und konnte die Liebe der holden Hero, deren letzter Akt der sicherste Prüfstein gewesen wäre, nicht miterleben. Maria Stuart und das süße Musikantenkind der „Liebele“ kann jede geübte und nicht ganz kühle Spielerin leisten und Vossens Kolportageevva vermochte selbst Hedwig Niemann nicht in die Menschlichkeit hinüberzuretten. Fräulein Sandrock wird hoffentlich bald wiederkommen und an besserem Ort dann länger bei uns weilen; daß sie die meisten berliner Bretterdamen um ein beträchtliches Stück überragt, bewies schon der erste Eindruck. Mich hat von ihren Rollen diesmal eigentlich nur Francillon interessirt; was sie da that, war so merkwürdig, daß ich ein paar Worte darüber sagen möchte.

Francine hat Herrn Lucien de Riverolles geheirathet, einen schönen Clubman, der die hohe Schule der Liebe mit Eifer und Nutzen durchgemacht hat und noch nicht gesonnen, auch durch kein Schwindeln der Geschlechtskraft genöthigt ist, sich als Freund der Frauen zur Ruhe zu setzen. Er hat Francine in den Flitterwochen auf seine Weise geliebt; oder es hat ihm doch wenigstens Vergnügen bereitet, sie die Liebe zu lehren, — die Liebe, die man im Lager der Irregulären lernt und deren brünstige Spiele man dann in die gesegnete Legitimität schmuggelt. Da geschah, was bei den — wie möblirte Zimmer — auf Tage, Wochen oder Monate gemietheten Gattinnen nie geschieht oder, wenn es zu geschehen droht, mit höllischen Latwergen verhindert wird: Francine gebar ihrem Eheherrn ein Kind. Das war gut, denn das alte und edle Haus Derer von Riverolles brauchte

einen Stammhalter, Francillon war geschmackvoll genug gewesen, einen Knaben in die Welt des Athmens zu befördern, und Lucien konnte im Cercle stolz zu den neidischen Freunden sprechen: Seht Ihr, Kinder, so ein Kerl bin ich u. s. w. Das nennt die mondäne Sprache dann Vaterglück. Aber es hat für die Luciens auch seine bedenkliche Seite. Eine Frau, die Mutter wird, ist keine Geliebte mehr, mindestens nicht mehr die Geliebte an sich, die keine andere Regung im Sinn hat als die Lust an der zärtlichen Expansion des Männchens. Eine Mutter kümmert sich zuerst und zuletzt um ihr Kind; sie kennt eine neue, vor der Schwangerschaft ungeahnte Freude, kennt das Endziel der erotischen Spannung und mag auf dem Wege zu diesem Ziel die Zeit nicht mehr mit galanten oder gar perversen Spielen verständeln. Und Frau Francine ist eine Mutter der alten Schule; die Ammenwirthschaft behagt ihr nicht, sie nährt ihren kleinen Gaston selbst und pflegt für ihn nur noch den Leib, auf den der angetraute Duhle allein ein Recht zu haben wähnte und dessen Organe die neue Funktion nun mählich verändert. Das ist nichts für Herrn Lucien; erst die gräuliche Schonzeit, Monate lang, dann Milchgeruch und Bequarr! Er hat die Frau vor die Wahl gestellt, ob sie Mutter oder Geliebte sein will; sie hat die Mutterrolle gewählt: er darf sich also wieder als Junggesellen fühlen, wieder im Schlafzimmer des Fräuleins Rosalie Michon die langen, herrlichen Haare bewundern, auf die man so leicht tritt, wenn die korrekte Hulbin anmuthig ins Bett steigt. So lange Gaston ihr Tag und Nacht zu schaffen macht, achtet Francine kaum auf das veränderte Wesen und die Erkältung des Mannes; als der Kleine aber entwöhnt ist, wird sie unruhig, denkt früherer Freuden und sehnt sich . . . vielleicht nach einem zweiten Kind, einer zweiten Sorgenzeit, vielleicht auch nur nach den Bonnen des Begehens, der sie einmal ans Ziel der Gattung führte. Sie lockt und girt, doch der geliebte Sprosser bleibt kühl, — sehr artig, sehr nett, aber kühl. Soll er den Hüttermooskurfus wiederholen, die Mutter mühsam wieder zur Geliebten erziehen? Dazu ist er doch zu alt, zu bequem, vom pariser Leben zu sehr ermüdet; er will gestachelt, nicht selbst zum steten Gebrauch der Sporen gezwungen sein; an einem zweiten Kinde liegt ihm, da er die Zeugerkraft vor seiner Welt bewährt hat, nichts: ihn reizen nur noch verbuhlte Künste und die findet er nicht im allzu sittsam nach Mutterglück dustenden Ehegemach. Er hat ja die Auswahl; weshalb soll er sich noch einmal mit dem Elementarunterricht quälen? Leider stimmt seine Rechnung nicht ganz. Francine ist jung, strotzt von überschüssiger Kraft, ist bis zu kindischer Raserei in den schönen Mann mit der breiten Brust, dem leuchtenden Blick und der sonoren Stimme verliebt, dessen wärmende, sättigende Umklammerung sie nicht missen mag, — und hat nicht, wie er, die Auswahl. Wirklich nicht? . . . Die unbefriedigte Frau überlegt: warum er nur, warum nicht sie? Von den verschiedenen Anlagen und Aufgaben, Rechten und Pflichten der Geschlechter hat sie nie Etwas gehört. Sie lebt in einer Gesellschaft, aus der jedes natürliche Empfinden verbannt ist, wo die Verkehrtheit nur, die Perverstität der Triebe,

als vornehm gilt, die Männer sich ihrer mit Gold und Brillanten erkaufen Siegel laut rühmen und den Frauen der Freunde die Mär von den Triumphen zutuscheln, die sie bei irgend einer Rosalie, Cora oder Liane errungen haben. Das Milieu wirkt. Und eines schwülen Abends, da der Gatte unter nichtigem Vorwand wieder ihren sehrend ausgestreckten Armen entschlüpfen will, sagt die von langer Entbehrung krankhaft erregte Frau ihm keck ins Gesicht: Wenn ich Dich je mit einer Fremden ertappe, nehme ich in der nächsten Stunde einen Liebhaber, schaffe Dir Hörner, — und Du sollst der Erste sein, der es erfährt. Lucien lacht, trällert ein Liedchen und holt Frédélein Michon zum Opernball ab. Francine eilt ihm nach, sieht ihn mit Rosalie in einer Loge, hört, wie er dem Kutscher die Adresse der Maison d'Or zuruft, der verächtigen Stätte heimlicher Freuden, und hängt sich in den Arm des ersten Mannes, den sie findet, um an dem selben Ort in der selben Verschwiegenheit zu soupieren. Des ersten Mannes? Nein; im Aufruhr der Sinne bleibt ihrem verwirrten Gefühl doch ein Rest klarer und kluger Voraussicht. Sie will sich rächen, will dem Treulosen beweisen, daß sie zum Keußersten fähig ist, will, wenns nicht anders sein kann, den gefährlichen Weg sogar bis ans Ende gehen. Aber kann es nicht anders sein? Kann nicht der Schein vielleicht die schmutzige Wirklichkeit ersetzen, gegen deren Schrecken ihr Frauenstolz sich aufplatternd wehrt? Muß sie sich zur ärgsten Schmach erniedern, ihr junges Leben zerstören, des Kindes Haupt mit Schande belasten? . . . Der Mutterwitz erwacht in der Wirrniss eifersüchtiger Leidenschaft. Sie wählt den Gefährten nicht unter den Weltmännern, sondern erspäht einen häßlichen Jungen, der so gierig ins Gedränge der aus dem Hause strömenden Opernballgäste starrt, wie es nur ein armer Teufel, ein nie an die Luxus-tafel üppiger Freuden zugelassener, vermag. Der ist ungefährlich; ihm kann die nachts dem Hause Entlausene das Essen bezahlen und genau die Grenze bezeichnen, die seine ängstliche Galanterie nicht überschreiten darf; der Advokaturschreiber wird sich nicht wundern, wenn die fremde seine Dame, die ein unbegreiflicher Zufall an seine Seite geweht hat, zerstreut und spröde ist und sich mit anderen Dingen eifriger als mit seinem schüchternen Verben beschäftigt. . . Der Schluß des bekannten Stückes — wie Francine dem Gatten in glitzernder Rede einen Ehebruch vorlägt, die Eifersucht Luciens still entschlummerte Liebe wach pocht und ein schlau erfundener Theaterkniff im Augenblick äußerster Spannung die Aufklärung bringt — ist banal oder, milder und richtiger ausgedrückt: menschlich und natürlich. Der kleine Gaston wird bald einen Bruder haben. Vielleicht auch eine Schwester. Und Lucien wird sich mit seinen Freundinnen nicht mehr so oft öffentlich zeigen.

Die denkende deutsche Spielerin, die Francillon scheinen soll, sagt sich: Das ist eine Pariserin; also sehr nervös, sehr elegant, sehr pikant. Und nun geht es, im jetzt beliebten Galopp tempo, über Stock und Stein, über Stimmung und Sinn des Stückes flink hinweg; wir sehen ein Zierpüppchen, dessen kindische Launen uns gar nicht erregen, das uns höchstens durch munter hin und her hüpfende

Rede erfreut. Fräulein Sandrock hat es anders gemacht; sie hat ihrer Natur vertraut und die Rolle dreist ins Niederdeutsche übersezt. Sie will nicht nervös, nicht elegant und erst recht nicht pikant scheinen. Sie giebt Francine eine robuste Schlichtheit, eine gesunde Sinnlichkeit und einen geraden, etwas schwerfälligen Menschenverstand, in dem die Gedanken nur langsam entstehen, dann aber zäh allen Einreden und Bedenken trotzen. Diese Frau von Riverolles entbehrt schmerzlich die Freuden der Flitterwochen; nach und nach wächst in ihrem wehen Bewußtsein der Entschluß zur Rache, zum letzten, verzweifeltsten Kampf um ein fast schon völlig verschwundenes Glück; und da sie die Nothwendigkeit dieses Kampfes begriffen hat, stürmt sie vorwärts; sie rennt nicht blind und toll ins Verderben, schleicht aber auch nicht mit schlauer Verrechnung jeder Möglichkeit um den Drei. — nein: sie thut, wie ein verliebtes Mädchen, das auf den Dächern jammernd den Vuhlen sucht und beim Klettern doch immer bedenkt, daß es nicht fallen, das saubere Fell nicht beflecken darf, das der Liebste sonst ja nicht mehr zärtlich lecken möchte. Fräulein Sandrock hat namentlich das Reimen des Entschlusses mit entzückender Kunst gespielt; die dumpfe Verwirrung des Gefühles, die stumpfe Gleichgiltigkeit, die automatischen Bewegungen: Alles ganz echt und ganz fraulich, allerdings auch ganz germanisch. Später hat sie für mein Gefühl das Stück geköpft, weil sie Francine allzu tragisch stimmte. Gewiß handelt es sich für die der Pflichtenphäre entsprungene Frau nicht um eine Kleinigkeit: ihr Lebensglück, vielleicht ihr Leben steht auf dem argen Lügenpiel und sie darf nie vergessen, daß sie am Abgrunde wandelt und in der nächsten Sekunde stürzen kann; so zerstört aber, im Innersten so zerrüttet, wie Fräulein Sandrock sie zeigte, darf sie nicht scheinen, wenn die schnelle Versöhnung uns möglich dünken soll. Wer so gelitten hat, in den dunkelsten Tiefen weiblichen Empfindens so verlest worden ist, kann nicht beim ersten Kuß vergessen, unter dem ersten Strahl einer gewaltsam geweckten Zärtlichkeit nicht rasch zu neuen Wonnen erblühen. Den Kern der Gestalt aber hat die mimende Uebersetzerin mit der Kraft eines starken Fraueninstinktes getroffen. Dumas hätte zuerst wohl den feinen Kopf geschüttelt, wenn er gesehen hätte, wie sie dem verzärteltesten Manne mit Pässen und Stößen zusetzte und ihn, einer jungen Bärin ähnlicher als einer in der Klosterschule gebildeten adeligen Französin, mit den fetten Händchen koste; an der Einheitlichkeit und der derben Fülle der Gestalt hätte sich schließlich aber auch der Dichter gefreut. Francillon steht als ein Wildling unter modisch Verschnittenen. Sie kann sich in die Sitten des Hauses fügen, wo die Freunde des Mannes mit der Frau wie mit einer Hetäre reden, kann an solchem lustigen Unfug eine Weile sogar Vergnügen finden; doch sie bleibt innerlich rein und stark und wird freiwillig nie auf die süßen Rechte verzichten, auf die sie durch des Priesters Segen für Lebenszeit einen Anspruch erworben zu haben glaubt. Die derbe Einfalt des Fräuleins Sandrock hat mehr vermocht als die gezierte Französelei unserer Bretterprinzessinnen; sie hat die Absicht des Dichters klar zum Ausdruck gebracht: zu zeigen, wie eine gesunde, tapfere Natur den Widerstand einer verkünstelten, verkehrten, entzittlichten Welt mit dem Arsenal dieser Welt entlehnten Waffen lächelnd besiegt. M. J.